

# Lehre und Lehre.

Jahrgang 41.

April 1895.

No. 4.

## Ritschls Theologie.

(Fortsetzung.)

Nachdem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 277—284. 296—301. 333—341.) an der Hand des zweiten Bandes des großen Ritschlschen Werkes „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“, der den „biblischen Stoff der Lehre“ umfaßt, gezeigt worden ist, wie Ritschl der Schrift überhaupt gegenübersteht, und an einigen Beispielen dargethan worden ist, wie er sich durch die unerhörteste, gewaltthätigste Ergeze den Weg zur Aufstellung seiner grundstürzenden Irrthümer bahnt: erübrigt noch, den dritten Band, den die „positive Entwicklung der Lehre“ enthaltenden Haupttheil seines Werkes näher ins Auge zu fassen. Ritschl hat nämlich in diesem Bande nicht etwa nur seine Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung zur Darstellung gebracht, sondern, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, „einen fast vollständigen Entwurf der Dogmatik vorgelegt, um die Centrallehre des evangelischen Christenthums als solche verständlich zu machen“. (III, III.) Selbstverständlich aber kann hier nicht sein ganzes auf 634 Seiten dargelegtes System in Betracht genommen werden. Dies würde den Rahmen dieser Zeitschrift weit überschreiten, ist auch nicht Zweck dieser Zeilen. Wir sehen deshalb auch von einer Erörterung der an Kant sich anlehnenden philosophischen Grundanschauungen Ritschls, von seiner Erkenntnistheorie u. ab. Es genügt für unsern Zweck, Ritschls Ausführungen über die Hauptlehren des Christenthums zu hören. Ein jeder Leser wird dadurch in den Stand gesetzt werden, selbst zu urtheilen, ob dieser Theologie überhaupt das Prädikat „christlich“ noch zuerkannt werden darf, auch ohne daß bei jedem Punkte die Irrlehre mit der Schrift widerlegt wird.

„Das Christenthum ist nicht einer Kreislinie zu vergleichen, welche um Einen Mittelpunkt liefe, sondern einer Ellipse, welche durch zwei Brennpunkte beherrscht ist.“ (III, 11.) In diesem Satze der Einleitung ist, so kann man wohl sagen, der Grundgedanke der ritschlschen Theologie aus-

gesprochen, der freilich erst aus dem ganzen System recht verständlich wird. Die beiden Brennpunkte sind „Gott“ und das „Reich Gottes“. Dieses Reich Gottes ist aber nicht etwa die Kirche, die Gesamtheit der Gläubigen, sondern die „sittliche Menschenverbindung“, die „moralische Gemeinschaft“. Der Zweck dieses Reiches Gottes ist das Streben nach moralischen Zielen, die Verwirklichung der sittlichen Idee. Es steht als eine Größe neben Gott, ja, eigentlich steht es im Vordergrund. Es ist, wie Ritschl sich ausdrückt, der „Selbstzweck Gottes“, der „Gott und den Menschen gemeinsame Endzweck“. Der Menschen Aufgabe ist, nicht Gotte, sondern eben für dieses Sittlichkeitsreich zu leben; nicht in Gott, sondern in der in diesem sittlichen Reiche erlangten Freiheit haben wir unsere Seligkeit zu finden. Wer sieht nicht in diesem Grundgedanken Ritschls den echten Rationalismus, der das ganze Christenthum auf bloße Moral reducirt?

Und von dieser Grundanschauung aus wird nun der Gottesbegriff construiert. Mit der größten Energie wird der Begriff der Persönlichkeit Gottes, die „Absolutheit“ Gottes, das heißt, daß Gott als ein selbständiges Wesen durch sich selbst, in sich selbst und für sich selbst ist und lebt, bekämpft. Ein solcher Gott ist ein „Idol“, ein „metaphysischer Götz“. Gott ist nur durch das Reich Gottes das, was er ist, ist eigentlich nur um des „sittlichen Reiches Gottes“ willen da, nur in diesem Reiche und nur für dasselbe existirt er. Durch Gott soll das Reich Gottes zum eigentlichen Gott erhoben werden. — Es gibt keine göttliche Eigenschaft der Ewigkeit nach biblischem Begriff. „Die Ewigkeit wäre als Attribut Gottes ein für uns leerer Name, wenn die beiden gangbaren Definitionen der Ewigkeit als der Zeitlosigkeit und als der anfangs- und endlosen Zeit richtig wären. Denn weder können wir bei wachem Bewußtsein von der Zeit abstrahiren, noch können wir in der Vorstellung der anfangs- und endlosen Zeit Gott von der Welt unterscheiden. Wir können eben weder den Anfang noch das Ende der Welt vorstellen; weil, wenn wir von dem Dasein der Welt abstrahirten, wir auch von unserm Denken zu abstrahiren hätten, da wir als denkende Geister Theile der Welt sind.“ (III, 223.) Und in dieser Weise wird weiter philosophirt, bis schließlich als Ewigkeit Gottes „die stetige und unveränderliche Richtung seines Willens auf seinen Selbstzweck und innerhalb desselben auf das Reich Gottes“ (III, 284) bestimmt wird. In ähnlicher Weise wird die Allmacht Gottes eingeschränkt. Wie die Eigenschaften der Heiligkeit und Gerechtigkeit in dem ritschlschen System ihres biblischen Gehalts entleert werden, ist schon früher (L. u. W. XL, 296 ff.) ausführlicher gezeigt worden. Die ganze Lehre von Gott, die ganze Wesensbestimmung Gottes ist in dem Satze: „Gott ist die Liebe“ erschöpft. „Die Meinung ist die, daß der zureichende Begriff von Gott in dem Begriff der Liebe ausgedrückt ist.“ (III, 260.) Diese Vorstellung, daß Gott Liebe ist, muß von der Theologie ohne die Voraussetzung irgend eines andern möglichen Begriffes von Gott zum Ausgangspunkt genommen werden. Der



formelle Begriff der Persönlichkeit Gottes ist ebenso unbrauchbar, wie irgend eine „pantheistische Formel“. Und als die Liebe ist Gott eben an die Herstellung des sittlichen Reiches Gottes gebunden. Das ist die Verwirklichung seines Selbstzweckes. Es gibt nur eine Offenbarung Gottes, nämlich die als unsers Vaters. Als Vater tritt er allen Menschen entgegen, seien sie nun gläubig oder ungläubig. Nie und nimmer ist Gott auch der gerechte zürnende Richter, der die Menschen um ihrer Sünden willen unter das verdammende Urtheil seines Gesetzes beschließt.

Dies wird nun auch für die Vernunft ganz plausibel gemacht in der Behandlung der „Lehre von der Sünde“. Eine alle Menschen schon von Natur verdammende Erbsünde gibt es nicht. „Die Annahme Luthers, daß die Lehre von der Erbsünde in der heiligen Schrift offenbart sei, beruht auf unrichtigen Erklärungen einzelner Aussprüche. Daß das individuelle Bekenntniß in Ps. 51, 7. keine allgemeine Lehrwahrheit begründen kann, ist wohl außer Zweifel. Ferner bezieht sich das Prädikat der Kinder des Zorns (Eph. 2, 3.) auf das frühere active Sündigen derjenigen, welche jetzt als Christen die dem Zorne entgegengesetzte göttliche Gesinnung der Gnade auf sich beziehen dürfen.“ Der Sinn des locus classicus Röm. 5, 12. aber wird nach Ritschl überhaupt kaum festgestellt werden können. „Was Paulus wirklich gedacht hat, indem er jenen Satz und den parallelen in B. 19. schrieb, darüber sind nicht nur die Ausleger noch immer uneinig, sondern es kann vielleicht überhaupt nicht deutlich gemacht werden. Dann kann jedoch das Dogma von der Erbsünde gerade nach der theologischen Norm der alten Schule nicht aufrecht erhalten werden. Denn die Dogmen sind auf deutliche Aussprüche in der heiligen Schrift zu begründen.“ (III, 326 f.) Aus Luthers Worten in den Schmalkaldischen Artikeln: „Solche Erbsünde ist so gar ein tief böse Verderbung der Natur, daß sie keine Vernunft nicht kennen, sondern muß aus der Schrift Offenbarung geglaubt werden, Ps. 51. Röm. 5. Exod. 33. Genes. 3.“ (Müller, Symb. Bücher, 310) argumentirt Ritschl folgendermaßen: „Ist demnach dieser Begriff ein Glaubensartikel, so haben wir an die Erbsünde, wie an Gott zc. zu glauben; das ist aber widersinnig, denn die Erbsünde ist kein Behikel des Heiles.“ (III, 311.) Als ob Luther je solchen Unsinn mit seinen Worten hätte ausdrücken wollen! — Gibt es keine Erbsünde, so kann natürlich auch von einer Schuld und Strafe derselben nicht die Rede sein. Der Tod ist nicht der Sünde Sold. „So stark in dem 2. Artikel der Confessio Augustana die Schuld der Erbsünde ausgedrückt wird, so dient doch gerade dieser Artikel dazu, um Zweifel gegen die Statthaftigkeit der Lehre zu erwecken.“ (III, 323.) Freilich — hören wir dann weiter — „die alte Schule hat nach Anleitung des Paulus das allgemeine Todesgeschick als die objective Folge der ersten Sünde behauptet“. Aber das ist eine „alttestamentliche Anschauung“ und auf das alte Testament sich zu berufen ist „ein Fehler in der Theologie, welcher aus dem mechanischen

Gebrauch der heiligen Schrift" hervorgeht. „Bloß deshalb, daß dieser Gedanke von dem Apostel gebildet ist, eignet er sich noch nicht zu einer theologischen Regel.“ (III, 339. 341.) Was nach Ritschl eigentlich Sünde ist, läßt sich etwa so zusammenfassen: Die Menschheit<sup>1)</sup> konnte ihre Aufgabe, die Herstellung eines Gottesreiches nicht sofort erfüllen. Ihr fehlte die Einsicht in das allgemeine Wesen des Guten, Gottes allgemeiner Zweck war ihr unbekannt, sie konnte Gott nicht als die Liebe verstehen und fühlte sich daher von ihm getrennt. In dieser ihrer Unwissenheit machten die Menschen sich sinnliche Güter zum Zweck und daraus entstand ein Gang, der als ein sündhafter zu bezeichnen ist, weil er sich auf etwas Anderes als auf den höchsten Zweck richtete. Die ganze Sünde fällt eigentlich unter den Begriff der „Unwissenheit“. Wie man aber zur Erkenntniß der „Sünde“ komme, sagt der Satz: „So wie wir die Thatsache der Sünde vom Standpunkte der Versöhnungsgemeinde aufzufassen haben, ist gerade das Evangelium von der Sündenvergebung der Erkenntnißgrund unserer Sündhaftigkeit“ (III, 310), ein Satz, der zugleich documentirt, daß die ritschlsche Theologie von dem Unterschied des Gesetzes und des Evangeliums, den Luther immer und immer wieder der Lehre St. Pauli gemäß auf das nachdrücklichste einschärft, auch nicht das geringste Verständniß hat, wie sich sonst noch ausführlicher nachweisen ließe.

Gibt es nun aber keine verdamrende Schuld der Sünde, ist es nur eine Wahnvorstellung, daß Gott, der die Liebe ist, den Menschen um ihrer Sünde willen zürnen könne, kann von einer Trennung Gottes von dem Menschen nicht die Rede sein, sondern nur von einer aus Unwissenheit entstandenen Trennung des Menschen von Gott, so ist es natürlich eine total verkehrte, ganz widersinnige Meinung, daß Christus, Gottes Sohn, deshalb gekommen sei, um durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben, durch sein einmaliges williges Opfer den Zorn Gottes über die Sünde zu föhnen und dadurch uns die Vergebung der Sünden zu erwerben. Christi Aufgabe war eine ganz andere. Doch ehe wir dieselbe uns von Ritschl schildern lassen, fragen wir vor allem, wer denn überhaupt Christus nach dieser Theologie ist.

Zwar wollen Ritschl und seine Schüler, wie versichert wird, an der Gottheit Christi festhalten. Der Ritschlianer H. Schulz in Göttingen hat auch ein großes Buch über die „Lehre von der Gottheit Christi“ geschrieben. Aber gerade in diesem Lehrstück zeigt sich so recht die heillose Falschmünzerei dieser Theologie, die die alten, gewohnten Ausdrücke anwendet, aber einen ganz neuen Sinn damit verbindet. So versteht sie auch unter der Gottheit Christi etwas ganz anderes, als die gesammte Christenheit bisher darunter verstanden hat. Es handelt sich in der Lehre von der Person Christi nicht

1) Es ist zu beachten, daß es in diesem System eigentlich keine individuelle Sünde gibt. „Subject der Sünde ist vielmehr die Menschheit als die Summe aller einzelnen.“ (III, 317.)



darum, was Christus ist, sondern um die Bedeutung, die Christus für uns hat, nicht um ein Seins- oder Wesensurtheil, sondern um ein Werthurtheil.<sup>1)</sup> Was er an sich war, ist eine metaphysische Frage, die uns nichts angeht; uns geht nur an, was er für uns ist.<sup>2)</sup> Was wesentlich von Christo zu bekennen ist, faßt sich zusammen in die Worte des kleinen Katechismus: „Jesus Christus ist mein Herr.“ Die andern Worte des Artikels, die die Lehre von den beiden Naturen Christi ausdrücken, sind „unverständliche Formeln“. Die ewige Gottheit Christi wird völlig in Ritschls Theologie beseitigt, die Präexistenz Christi schlechthin geleugnet. Was Ritschl die „Gottheit Christi“ nennt, ist weiter nichts als eine „Vergottung“ der Menschennatur, wie er denn auch ausdrücklich behauptet, daß Christo das Prädikat der Gottheit erst nach seiner Erhöhung zukomme. „Es ist eine unrichtige Voraussetzung, daß aus dem Neuen Testament eine einhellige Lehre von der Gottheit Christi exegetisch zu erheben sei. Im strengen Sinn genommen ist der Inhalt der Bücher des Neuen Testaments überhaupt nicht Lehre. Am wenigsten ist in den Reden Christi eine Lehre von seiner Gottheit zu entdecken.“ (III, 378.) Stellen in den Briefen der Apostel, in denen Christus als derjenige bezeichnet wird, durch welchen alle Dinge geschaffen sind, der also schon vor seiner Menschwerdung existirte, 1 Cor. 8, 6. Ebr. 1, 2. 3. 2c., werden nicht mit „richtigem Geschmac“ erklärt, wenn sie von dem präexistenten Christus verstanden werden. 1 Cor. 8, 6. heißt es: „Wir haben Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in ihm; und Einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen alle Dinge sind (δι' οὗ τὰ πάντα), und wir in ihm.“ Hierzu hören wir: „Vorausgesetzt ist, daß der einzige Gott Vater alles geschaffen hat, oder der Grund alles Daseins ist; der Herr Jesus Christus ist also dabei der Mittelgrund. Nun aber ist unter dem Herrn der erhöhte Christus zu verstehen. Als Mittelgrund der Schöpfung also wird eine Größe bezeichnet, welche als solche in einer bestimmten Zeit eingetreten ist. Dieses ist das Räthsel, welches nicht dadurch weggeschafft werden darf, daß man Christus aus der Posteristenz in die Präexistenz schiebt.“ (III, 379.) „Neben dieser Reihe von Deutungen der Gottheit des erhöhten Christus steht der doppelte Satz des

1) Diese aus der Philosophie in die Theologie herübergenommene Unterscheidung ist eine der Grundlagen der ritschlschen Theologie, die die ganze Religion auf Werthurtheile gründet, die Seinsurtheile aber als „Metaphysik“ beiseite schiebt und verbannt. Ein Seinsurtheil ist dasjenige Urtheil, das sich auf das Ding an sich bezieht, ein Werthurtheil aber dasjenige, das sich auf das Ding für uns bezieht. „Gott ist“ oder „Gott ist Geist“ ist ein Seins- oder Wesensurtheil; „Gott ist die Liebe“ ist ein Werthurtheil, das in der Theologie allein Berechtigung hat. „Christus ist Gott“ ist ein Seinsurtheil; „Christus ist unser Herr und Erlöser“ ist ein Werthurtheil, welches allein in Betracht kommt.

2) Als ob je die Bedeutung einer Person festgestellt werden könnte, wenn man von ihrem Wesen ganz absieht!

Johannes, daß das Offenbarungswort, das Gott ist, in der Person Jesu Christi menschliche Person geworden ist, und daß die Jünger in ihm die Erscheinung des einzigen Sohnes Gottes daran erkannt haben, daß er voll Gnade und Treue sein Leben geführt hat, also in den Eigenschaften, in welchen Gott selbst dem Mose sein Wesen bezeichnet hat (Joh. 1, 14. Exod. 34, 6. 7.). Hier ist nun nöthig fest zu stellen, daß dieses Prädikat der Gottheit Christi aus der Erfahrung der Jüngergemeinde heraus behauptet wird. Außerhalb dieser Relation ist es nicht denkbar. Erst auf Grund dessen subsumirt Johannes die Gestalt Christi unter die Vorstellung vom Offenbarungswort, welche er an Welterschöpfung 2c. erprobt, und für welche er das Prädikat Gott ausspricht. . . . Johannes muß dahin verstanden werden, daß Jesu Lebensführung dieselben sittlichen Wirkungen gezeigt hat, welche als die hauptsächlichlichen Eigenschaften Gottes alles menschliche Vertrauen auf sich ziehen.“ (III, 382.) In dieser Weise wird die Beweiskraft des gewaltigen Eingangs des Johannesevangeliums, der wie dieses ganze Evangelium dazu geschrieben ist, daß man glaube, Jesus sei Christ, „der Sohn Gottes“, Joh. 20, 31., abgethan. Und wenn wir nun noch anderwärts die Versicherung erhalten, daß „die Gottheit oder die Weltherrschaft Christi in bestimmten Zügen seines geschichtlichen Lebens, als Attribut seiner zeitlichen Existenz begriffen werden muß“, ja nicht „unter der Voraussetzung eines unmeßbaren Privatverhältnisses gegen Gott“ vorgestellt, und seine Person nicht „als eine unregelmäßige Erscheinung in der Menschengeschichte“ aufgefaßt werden kann, so ist es doch sonnenklar, daß nach dieser Theologie Christus im Grunde genommen nichts mehr als ein Mensch ist.

In solchem Urtheil kann nicht irre machen, daß Christus fort und fort doch als Gott bezeichnet wird. Gott ist eben Christus für uns, indem sich in ihm die Liebe Gottes geoffenbart hat; aus Christo schaut uns die Liebe Gottes an; in der Gemeinschaft mit Christo erfährt man die Liebe Gottes. Christus verwirklicht den Zweck Gottes in der Welt, nämlich die Gründung des Reiches der Liebe. Dadurch ist seine Person in einzigartiger Weise Offenbarung Gottes. Er ist „diejenige Größe in der Welt, in deren Selbstzweck Gott seinen ewigen Selbstzweck in ursprünglicher Weise wirksam und offenbar macht, dessen berufsmäßiges Wirken also den Stoff der in ihm gegenwärtigen vollständigen Offenbarung Gottes bildet, oder in welchem das Wort Gottes menschliche Person ist“. (III, 426.) Ja, Christus ist eine menschliche Person, nichts mehr, aber ein Mensch, der die Motive und Zwecke Gottes in sich aufgenommen hat zu seinem persönlichen Eigenthum und sich durch Verwirklichung dieser Zwecke die „Vergottung“ erwirkt hat, die nun freilich im Anschluß an ihn alle sich erwirken können.<sup>1)</sup>

1) Diese Consequenz wird von Schulz in seiner „Lehre von der Gottheit Christi“ gezogen. Von Joh. 13—17. ausgehend kommt er zu dem Resultat, daß „die Gottheit Christi durchaus nur im Zusammenhang mit der Gottheit seiner Gemeinde



Das ist also das rechte Verständniß der Gottheit Christi. Die alte Weise, von der Gottheit und Menschheit des HErrn zu reden, „ist eine Ceremonie, deren Inhalt man nicht mehr versteht“. Schon Luther hat die Anregungen gegeben, die Gottheit in dem Menschen Christus zu verstehen. Und „Melanchthon hat in seiner ersten Epoche den Gedanken Luthers so verstanden, daß die Formel von den zwei Naturen Christi gleichgiltig sei, wenn man ihn in seinen Wohlthaten richtig erkennt. So heißt es in den *Loci theologici* von 1521: *Hoc est Christum cognoscere, beneficia eius cognoscere, non quod isti (scholastici) docent, eius naturas, modos incarnationis contueri*“ (III, 374.) „Dieser Gedanke reicht nun auch in die Apologie der Augsburgerischen Confession hinein.“ Als Beweis wird diese Stelle angeführt: „Ez. 53, 11.: Sein Erkenntniß wird viel gerecht machen. Was ist aber das Erkenntniß Christi, denn sein Wohlthat kennen und sein Verheißung, die er in die Welt hat gepredigt und predigen lassen? Und die Wohlthat kennen, das heißt an Christum wahrlich glauben, nämlich glauben das, was Gott durch Christum verheißen hat, daß er das gewiß geben wolle.“ (Müller, *Symb. Bücher*, 105 f.) So ist also Melanchthon ritschlianisch, die Apologie ist ritschlianisch, vor allem ist Luther eigentlich ein Ritschlianer. Hat er doch Aussprüche wie diese gethan: „An Christum glauben heißt nicht, daß Christus eine Person ist, die Gott und Mensch ist; denn das hülfte niemand nichts: sondern daß dieselbige Person Christus sei, das ist, daß er um unsertwillen von Gott ausgegangen und in die Welt kommen ist, und wiederum die Welt verläßt und zum Vater geht. Das ist so viel gesagt: Das ist Christus, daß er für uns Mensch worden und gestorben, auferstanden und gen Himmel gefahren ist; von solchem Amt heißt er *Jesus Christus*; und solches von ihm glauben, daß wahr sei, das heißt in seinem Namen sein und bleiben.“ (St. Louis XI, 926.) Vor allem „haben Luthers Aufstellungen in den Katechismen den Sinn, daß unter Voraussetzung der kirchlichen Lehrformel die Gottheit Christi gerade in seinen menschlichen Leistungen für die Gemeinde offenbar, anschaulich, verständlich ist, und den Glauben, nicht als das Fürwahrhalten einer unverständlichen Lehre, sondern als das persönliche Vertrauen um unsers Heiles willen auf sich zieht“ (III, 372.) Luther habe zwar noch „das Schema der zwei Naturen, welche er nicht aufgeben will“. Aber „es kommt ihm gar nicht darauf an, daß die Laien . . . die altkirchliche Deutung Christi vollständig und ausführlich sich vergegenwärtigen“ (III, 373.) So soll Luther gefinnt gewesen sein, Luther, der jede Gelegenheit wahrnimmt, die wahre ewige Gottheit unsers HErrn *Jesus Christi* zu betonen, die allein dem Erlösungswerk seine Kraft und

erscheint“. „Nicht für ihn als eine vereinzelte Persönlichkeit kommt sie in Betracht, sondern für ihn als den Ausgangspunkt der neuen Menschheit. Nicht von den Seinen trennen und unterscheiden soll sie ihn. Die Seinen sollen werden, was er ist, und sind es im Princip schon in der Gegenwart“, nämlich Gott. (S. 439 f.)

Geltung gibt. Man denke nur an die zwei bekannten klassischen Aussprüche Luthers: „Ach, Herr Gott, von solchem seligen, tröstlichen Artikel sollte man ungezankt, ungezweifelt, im rechten Glauben immer fröhlich sein, singen, loben und danken Gott dem Vater für solche unaussprechliche Barmherzigkeit, daß er uns seinen lieben Sohn hat lassen uns gleich Mensch und Bruder werden. So richtet der leidige Satan durch stolze, ehrfüchtige, verzweifelte Leute solchen Unlust an, daß uns die Liebe und selige Freude muß verhindert und verderbet werden. Das sei Gott geklagt! Denn wir Christen“ (also doch wohl auch die Laien) „müssen das wissen: Wo Gott nicht mit in der Wage ist und das Gewichte gibt, so sinken wir mit unsrer Schüssel zu Grunde. Das meine ich also: Wo es nicht sollte heißen: Gott ist für uns gestorben, sondern allein ein Mensch, so sind wir verloren. Aber wenn Gottes Tod und Gott gestorben in der Wageschüssel liegt, so sinket er unter und wir fahren empor als eine leichte ledige Schüssel.“ (Walch XVI, 2728.) „Das“ (Christus ist wahrer Gott und Mensch) „dient nun dazu, wie nun oft gesagt ist, daß wir können wider den Teufel bestehen, und ihn im Todeskampf und andern Nöthen überwinden, wenn er uns schreckt mit der Sünde und Hölle. Denn wo er mir das angewöhne, daß ich Christum als einen lautern Menschen, für mich gekreuzigt und gestorben, ansähe, so wäre ich verloren; wenn ich aber den Schatz und das Gewicht daran hänge, daß Christus, beide wahrhaftiger Gott und Mensch, für mich gestorben ist u., das wiegt und schlägt weit über alle Sünde, Tod, Hölle und alle Jammer und Herzeleid.“ (St. Louis XIII, 385 f.) L. F.

(Fortsetzung folgt.)

---

(Eingesandt.)

## Die Gewißheit der Auferstehung unsers Heilandes Jesu Christi.

(Fortsetzung.)

Doch wir sind noch nicht fertig mit den Einwürfen der Gegner. Man wirft ferner ein, daß die Berichte, wie sie in den Evangelien vorliegen, nicht Berichte von Augen- und Ohrenzeugen sein könnten. Ihre ganze innere Beschaffenheit spreche dagegen, sie seien verworren, unklar, dunkel und voller Widersprüche.

Sehen wir uns einmal die hauptsächlichsten Widersprüche an, welche die Ungläubigen in der Geschichte der Auferstehung des Herrn gefunden zu haben meinen. Es ist allerdings eine ganz stattliche Anzahl, aber bei den meisten genügt schon die bloße Anführung, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen diese „Widersprüche“ stehen. So werden z. B. folgende



Widersprüche genannt: 1. Bei Johannes geht Maria Magdalena allein zum Grabe, bei Matthäus Maria Magdalena und die andere Maria, bei Marcus Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome, bei Lucas Maria Magdalena, Johanna, Maria Jacobi und andere mit ihnen. 2. Matthäus sagt nur, daß sie hingingen, das Grab zu besehen, Marcus, daß sie kämen und salbten ihn, Lucas, daß sie die Specereien getragen, welche sie bereitet hätten, Johannes endlich sagt gar nicht, warum Maria Magdalena hinausgegangen sei. 3. Nach Matthäus, Marcus und Lucas wäre Maria nur einmal zum Grabe gekommen, und hätte sogleich einen Engel gesehen, aber nach Johannes komme sie zweimal dahin und erst beim zweiten Male habe sie einen Engel gesehen. 4. Nach Marcus und Lucas treffen die Frauen den Stein schon abgewälzt an, nach Matthäus wird er erst in ihrer Gegenwart abgewälzt. 5. Bei Matthäus und Marcus sehen die Frauen nur Einen Engel, bei Lucas und Johannes zwei; und zwar sehen sie bei Matthäus diesen Engel vom Himmel fahren, bei Marcus ihn im Grabe sitzen, bei Lucas stehen die beiden Engel, bei Johannes sitzen sie im Grabe. 6. Die Rede des Engels bei Matthäus und Marcus lautet anders, als bei Lucas, bei diesen dreien anders als bei Johannes. 7. Die Worte, welche Jesus zur Maria Magdalena gesprochen hat, lauten anders bei Matthäus als bei Johannes. 8. Nach Lucas verkündigen alle Frauen den Elfen, was sie gesehen und gehört haben, nach Marcus sagten sie niemand nichts, denn sie fürchteten sich, nach Johannes hat Maria Magdalena es nur diesen und Petrus verkündigt, daß das Grab leer sei. 9. Nach Matthäus erscheint der Herr der Maria Magdalena auf dem Wege nach der Stadt, nach Johannes vor der Thür des Grabes. 10. Johannes erzählt, daß er und Petrus auf die Botschaft der Frauen hin zum Grabe gelaufen sind, Marcus weiß nur etwas von Petrus. 11. Nach Matthäus wehrt es Jesus der Maria nicht, seine Füße zu fassen, nach Johannes thut er es. 12. Matthäus und Johannes wissen nichts von der Erscheinung auf dem Wege nach Emmaus. 13. Matthäus kennt die Erscheinungen in Jerusalem nicht, sondern nur die in Galiläa, Marcus und Lucas wissen nichts von dieser, Johannes kennt zwei Erscheinungen in Jerusalem und Eine in Galiläa. 14. Nach Matthäus und Marcus bestellt der Herr seine Jünger nach Galiläa, dort sollen sie ihn auferstanden sehen, Lucas und Johannes wissen von einem solchen Befehl nichts, auch bleiben die Jünger in Jerusalem und der Herr erscheint ihnen auch dort. 15. In der galiläischen Erscheinung bei Matthäus und Johannes stimmen Ort und Personen durchaus nicht mit einander. Nach Matthäus sind es elf Jünger auf einem Berg, nach Johannes sieben an einem See. Bei Matthäus ist diese Erscheinung die erste, bei Johannes die dritte, bei Matthäus ist sie verabredet, bei Johannes unerwartet. Auch sind die Reden bei beiden durchaus verschieden. 16. Nur Marcus und Lucas berichten die Himmelfahrt, die beiden Augenzeugen Matthäus und Johannes nicht.

Auch Strauß in seinem „Leben Jesu“ führt ein langes Verzeichniß von solchen „Widersprüchen“ auf, die zum Theil mit den vorigen zusammenreffen und ganz derselben Art sind. Paulus wisse von der Erscheinung Jesu vor den Frauen nichts, er berufe sich nur auf Männerausagen. Der erste Mann, dem Jesus erschienen sei, sei nach Lucas und Paulus Petrus, die andern Evangelisten wüßten von dieser Erscheinung nichts. Paulus, Matthäus und Johannes berichteten nichts von der Erscheinung auf dem Wege nach Emmaus, die vier Evangelisten wüßten nichts von der den Fünfhundert und dem Jacobo widerfahrenen, die Synoptiker nichts von der den Elfen acht Tage nach der Auferstehung zu Theil gewordenen. Die vierzig Tage, von denen die Apostelgeschichte berichtet, stünden im Widerspruch mit dem Schluß des Lucasevangeliums, da nach diesem die letzte Erscheinung Christi am Auferstehungstage geschehen sei. Wolle man sich damit helfen, daß man sage, weder Paulus noch die Evangelisten machten Anspruch auf Vollständigkeit ihrer Berichterstattung, so treffe das wieder bei Johannes nicht zu, der (21, 14.) die Erscheinungen wenigstens bis zur dritten zähle, die Angabe stimme aber nicht mit dem Berichte der andern, die erste Erscheinung bei Johannes wäre hiernach die zweite bei Paulus, die zweite bei Johannes die fünfte bei Paulus. Auch übergehe Johannes die Erscheinung vor den Fünfhundert, da er doch die vor den sieben Aposteln am See erzähle, von der sonst niemand etwas wisse. Die letzte Erscheinung Jesu verlege Matthäus offenbar nach Galiläa; Lucas und Marcus nach oder in die nächste Nähe von Jerusalem. Dieser Widerspruch in Bezug auf die Verlichkeit gehe überhaupt durch die ganze Geschichte hindurch. Bei Matthäus zeige sich Jesus am Auferstehungsmorgen nur den beiden Marien, die Jünger bescheide er nach Galiläa, wo er ihnen sofort zum ersten und letzten Male erscheine; damit im geraden Widerspruch lasse Lucas Jesum am Auferstehungstage nicht bloß den zwei nach Emmaus wandernden Jüngern auf dem Wege dahin erscheinen, sondern auch dem Petrus und den Elfen und etlichen andern in Jerusalem, ihnen auch die ausdrückliche Anweisung geben, in der Stadt zu bleiben, bis die Kraft des Höchsten über sie kommen werde, was der Verfasser der Apostelgeschichte erst nach sieben Wochen geschehen lasse. Auch in neuerer Zeit hat man wieder allerlei Irrthümer und Versehen in den Evangelien, besonders auch in der Auferstehungsgeschichte finden wollen, auch von positiv-gläubiger Seite, allerdings nicht um die Auferstehung des Herrn zu leugnen oder die Wahrheit der Berichte der Jünger anzugreifen, sondern um gegen die Irrthumslosigkeit und Verbalinspiration der Schrift zu Felde zu ziehen.<sup>1)</sup>

Sehen wir uns nun diese angeblichen Widersprüche an, so bemerken wir, daß die meisten derselben darauf beruhen, daß man entweder das einen Widerspruch zu nennen beliebt, wenn der eine der Evangelisten oder

1) Vgl. hierzu „Lehre und Wehre“, Jahrg. 39, S. 198 ff.



der Apostel Paulus eine Erscheinung Christi berichtet, welche die andern nicht erzählen, da doch keiner der Evangelisten darauf Anspruch macht, alle Erscheinungen des HErrn aufzuzählen, auch Johannes nicht, und da auch daraus, daß ein oder mehrere der Evangelisten eine Erscheinung nicht anführen, noch keineswegs folgt, daß sie nichts davon gewußt haben, oder daß man nachlässig und muthwillig die einzelnen Erscheinungen Christi untereinander mengt und nicht gehörig auseinander hält, und also die Widersprüche selbst erst herbeiführt, oder endlich, daß man darauf besteht, Marc. 16, 14. bis Schluß und Luc. 24, 36. bis Schluß als Eine Erscheinung zu fassen, da doch ohne Zweifel beide Evangelisten hier mehrere auf einander folgende Erscheinungen Christi in summarischer Kürze zusammenfassen. Wir werden gleich sehen, daß es wohl möglich ist, alle die Berichte von der Auferstehung Christi mit einander zu harmonisiren.

Es bleibt also von allen diesen „Widersprüchen“ eigentlich nur noch der Eine übrig, welchen auch die Gegner vielfach als den Hauptwiderspruch bezeichnen, der einfach unlösbar sei, daß nämlich nach dem Berichte des Matthäus Jesus seinen Jüngern den Befehl zukommen läßt, sie sollten sich nach Galiläa begeben, dort sollten sie ihn sehen, und die Jünger dann auch nach Galiläa aufgebrochen sind, während doch die andern Evangelisten noch von mehreren Erscheinungen des HErrn vor seinen Jüngern in Jerusalem erzählen.

Wohl ist es wahr, der HErr hatte durch die Frauen seinen Jüngern den Befehl zukommen lassen, sie sollten nach Galiläa gehen, dort würden sie ihn sehen. Und hätten die Jünger diesem Befehl des HErrn Folge geleistet, so hätte der HErr wahrscheinlich sich in Jerusalem seinen Jüngern nicht mehr gezeigt. Aber die Jünger leisteten eben diesem Befehl nicht Folge. Sie glaubten dem Berichte der Frauen nicht. Die Evangelisten heben diesen Unglauben der Jünger oft hervor. Marc. 16, 11. 13. 14. Luc. 24, 11. Da nun die Jünger diese Botschaft der Frauen, daß der HErr ihnen erschienen sei und solches zu ihnen gesagt habe, nicht glaubten, ja die Worte der Weiber für Märlein hielten, für Täuschung ihrer aufgeregten Phantasie, so haben sie natürlich auch diesem Auftrage keine Wichtigkeit beigelegt und sind demselben nicht nachgekommen. Matthäus deutet es auch mit keinem Worte an, daß die Elfe sofort nach dem erhaltenen Auftrage nach Galiläa gereist seien. In seiner barmherzigen Liebe erscheint daher der HErr seinen Jüngern zu wiederholten Malen in Jerusalem, um sie zu überzeugen, daß er auferstanden sei und lebe, um so seine kleine Schaar der Jünger wieder um sich zu sammeln und sie nach Galiläa zu führen, woselbst er am herrlichsten sich ihnen offenbaren wollte. Und als die Jünger durch diese verschiedenen Erscheinungen des HErrn alle zum Glauben an den auferstandenen Heiland gekommen waren, da brachen die Elfe auf, wie Matthäus erzählt, und gingen hin nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte.

In den Berichten der Apostel von der Auferstehung Christi finden sich keine Widersprüche. Die Apostel bezeugen uns einstimmig den Tod Christi am Kreuz, sie bezeugen uns ebenso einstimmig seine wahrhaftige, leibliche Auferstehung am dritten Tage, sie bezeugen uns, daß der Herr, der Auferstandene, zu den verschiedensten Malen von seinen Jüngern lebendig gesehen worden ist, daß sie mit ihm geredet, ihn angetastet, mit ihm gegessen und getrunken haben.

Wenn wir allerdings nun den Versuch machen, die verschiedenen Berichte von der Auferstehung Jesu mit einander zu vereinigen, so werden wir auf manche Schwierigkeiten stoßen, so daß es sich nicht mit völliger Gewißheit nachweisen läßt, so und nicht anders ist es bei den einzelnen Erscheinungen des Herrn hergegangen, so und nicht anders hat sich alles zutragen. Aber das kann uns den Werth des Zeugnisses der Jünger nicht herabsetzen, sondern muß uns denselben erhöhen. Es hängt das mit der ganzen Art und Beschaffenheit der Berichte der Jünger zusammen. — Es ist ja überhaupt sehr schwer, es den Ungläubigen recht zu machen. Hätten wir einen solchen Bericht von der Auferstehung Christi, darin alles eins nach dem andern genau aufgezählt wäre, wie in dem Protokolle eines Untersuchungsgerichtes, sofort würde da die ganze ungläubige Welt schreien, das sei offenbar ein verabredeter Betrug der Jünger, eine vorher ausgedachte und geplante Erfindung; und nun, da sich die Sache anders verhält, da die Apostel uns diese Vorgänge berichten nach Art weltlicher Geschichtsschreiber, so schreit man über Widersprüche. — Aus der ganzen Beschaffenheit dieser Berichte sehen wir, daß wir Berichte von Augen- und Ohrenzeugen vor uns haben. Sie berichten eben, was jeder von ihnen insonderheit bei dieser großen Thatfache gesehen und gehört hat, was besonders ihm wichtig erschien. Der eine erzählt dieses, der andere jenes ausführlicher, um dann wieder andere Erscheinungen kurz zusammenzufassen. Sie erzählen uns die Begebenheiten mit vielen kleinen, einzelnen Zügen, wie nur solche zu thun pflegen, ja wie nur solche thun können, welche die Sache selbst mit angesehen haben, und sie kümmern sich dabei gar nicht um die Berichte der andern und wie etwa ihr Bericht mit jenen stimmen möchte. Aber gerade weil es Gott gefallen, uns einen solchen vierfachen Bericht von Christi Auferstehung zu geben, Berichte, die so ins Einzelne gehen und so viele kleine Züge uns bringen — was ihre Glaubwürdigkeit sehr erhöht —, so wird uns schwer, alles zu harmonisiren und ins rechte Licht zu stellen. Es fehlt uns dazu manches Glied, wir müßten genauer bekannt sein mit der ganzen Vertlichkeit und Umgebung, wo diese große Thatfache geschah, als wir es sind. Es sind daher verschiedene Zusammenstellungen der Ereignisse besonders des Ostermorgens, wie sie in den vier Berichten der Evangelisten vorliegen, denkbar, und wir können nicht entscheiden mit voller Gewißheit, welches die richtige ist, doch läßt sich gar wohl die Möglichkeit nachweisen, alle Erzählungen der Evangelisten zu Einem harmonischen,



widerspruchsfreien Ganzen zusammenzustellen. Indem wir daher einen solchen Versuch einer Harmonie der Ostergeschichte mittheilen, erinnern wir an die trefflichen Worte aus dem oben erwähnten Artikel dieser Zeitschrift: 1) „Wir geben von vornherein zu, daß hie und da auch wohl noch eine andere Combination denkbar wäre. Die evangelische Geschichte liegt uns eben in vier Evangelien vor. Es hat dem Heiligen Geist nicht gefallen, uns eine Evangelienharmonie in die Hand zu geben. Der Text der evangelischen Geschichte gibt uns nicht immer sicheren Anhalt, deutlich zu erkennen und bestimmt festzustellen, wie die einzelnen Begebenheiten, welche dieser oder jener Evangelist besonders erzählt, sich an andere Dinge anschließen, die ein anderer Evangelist mittheilt, welches die Zeitfolge der einzelnen Geschichten und der verschiedenen Bestandtheile einer Geschichte war. Es sind auch nicht immer sämtliche Nebenumstände berichtet. Und so bleibt es vielfach den Auslegern überlassen, die einzelnen verschiedenen Data so, oder so zusammen zu ordnen. Wo der Text der Schrift schweigt, können wir nicht mit absoluter Sicherheit erklären, daß die Sache so und so gewesen sei, daß zuerst dies und darauf jenes geschehen sei, und nicht umgekehrt. Den alten und neueren Kritikern gegenüber, welche gerade aus der Zusammenstellung der vier evangelischen Berichte ihre ‚Widersprüche‘ erschließen, genügt es, nachzuweisen, daß gar wohl die Möglichkeit vorhanden sei, alle einzelnen, verschiedenen Züge einer Handlung, welche von den verschiedenen Evangelisten aufgezeichnet sind, in ein harmonisches, widerspruchsloses Ganzes zu vereinigen. Wenn nur eine solche Möglichkeit dargethan ist, so ist damit die gäng und gäbe Rede von Widersprüchen, Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten entkräftet.“

Man zählt gewöhnlich nach den Evangelien und dem Berichte des Apostel Paulus zehn verschiedene Erscheinungen des HErrn nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt. Die erste Erscheinung des HErrn ward der Maria Magdalena. Daß diese Erscheinung des HErrn die erste war, sehen wir aus Marc. 16, 9.

An einem Sabbather sehr frühe gingen mehrere Frauen, Jüngerinnen Jesu, hin zum Grabe des HErrn, es zu besehen und den Leichnam Jesu zu salben. Die Zeit, wann dieses geschah, geben uns alle Evangelisten genau an. Matthäus sagt: ὁπὲρ δὲ σαββάτων, τῇ ἐπιφωσκούσῃ εἰς μίαν σαββάτων, das heißt, „als der Sabbath vergangen und der erste Wochentag heraufdämmerte“; Marcus: διαγενομένου τοῦ σαββάτου; Lucas und Johannes: τῇ δὲ μετὰ τῶν σαββάτων. Es war also am ersten der Sabbather, am ersten Wochentage, am Sonntag. An diesem Morgen sehr frühe (Marc. 16, 1. 9. Luc. 24, 1.), als es noch finster war (Joh. 20, 1.), brachen diese Frauen von Jerusalem auf nach dem Grabe des HErrn, es zu besehen (Matth.

1) „S. u. W.“, Jahrg. 39, S. 272.

28, 1.)<sup>1)</sup> und den Leichnam Jesu zu salben (Marc. 16, 1.) mit Speereien, die sie theils vor (Luc. 23, 56.), theils nach dem Sabbath (Marc. 16, 1.) gekauft und bereitet hatten und nun trugen (Luc. 24, 1.). Es waren, wie Matthäus berichtet, Maria Magdalena und die andere Maria, nämlich Maria Jacobi. Marcus setzt noch die Salome hinzu, Lucas nennt die Salome nicht, fügt aber noch bei Johanna, das Weib des Chusa, des Verwalters Herodis, und „etliche mit ihnen“ (Luc. 24, 10.). Johannes gibt zwar mit Namen nur die Maria Magdalena an, deutet aber auch in seiner Erzählung darauf hin, daß es mehrere Frauen gewesen seien (Joh. 20, 2.). Es waren die Weiber, „die mit ihm kommen waren aus Galiläa“ (Luc. 23, 55.), und unter denen jene Genannten die vornehmsten und bekanntesten waren. Diese Frauen gingen an jenem Sonntagmorgen sehr frühe, ehe die Sonne aufgegangen war, zum Grabe. Auf dem Wege dahin kamen ihnen schwere Gedanken und Sorgen, daß doch vielleicht alle ihre Mühe vergeblich sei, ihrem todtten Meister die letzte Ehre zu erweisen. „Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür?“ so sprachen sie unter einander (Marc. 16, 3.). Unter solchen Gesprächen kamen sie zum Grabe, als die Sonne aufgegangen war (Marc. 16, 2.). Als sie in die Nähe des Grabes kamen, da sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Stein abgewälzt war, denn der Stein war sehr groß, und so konnten die Frauen schon in einiger Entfernung vernehmen, daß er nicht mehr vor dem Grabe lag (Marc. 16, 4. Luc. 24, 2. Joh. 20, 1.).

Während nämlich diese Frauen auf dem Wege waren, vielleicht auch ehe sie von Jerusalem aufbrachen, hatte sich bei dem Grabe des HErrn, welches von der römischen Wache behütet wurde, an jenem Morgen sehr frühe (Marc. 16, 9.) ein großes Wunder ereignet. Es geschah, wie Matthäus uns berichtet, ein großes Erdbeben, denn der Engel des HErrn kam vom Himmel herab, trat herzu, wälzte den Stein von des Grabes Thür und setzte sich darauf. Und seine Gestalt war wie der Blitz und seine Kleider weiß wie Schnee. Die Hüter aber, die römischen Kriegsknechte, erschrafen vor Furcht und wurden als wären sie todt (Matth. 28, 2—4.). Das war geschehen, ehe die Frauen zum Grabe kamen.

Als nun die Weiber den Stein abgewälzt sahen, da eilte, wie Johannes (20, 1. ff.) erzählt, Maria Magdalena, ohne die Sache näher zu untersuchen, alsobald nach Jerusalem zurück, um Petrus und Johannes zu benachrichtigen. Sie glaubte sofort, daß der Leichnam Jesu gestohlen sei. Die andern Frauen jedoch gingen nicht mit zurück, sondern traten näher zum

---

1) Gerhard faßt die Stelle Matth. 28, 1. auf als einen besonderen Gang der Frauen zum Grabe, der schon am Abend vorher, unmittelbar nach dem Abschluß des Sabbaths stattgefunden habe. Er thut dieses, weil Matthäus berichtet, daß sie hingegangen seien, das Grab zu besuchen, während Marcus als Zweck des Ganges angibt, den Leichnam Jesu zu salben. Doch schließt ja der eine Zweck den andern nicht aus und die Gänge der Frauen werden so unnöthiger Weise gehäuft.



Grabe hinzu und sahen hier ein Gesicht der Engel. Wenn wir nur den Bericht des Matthäus hätten, so könnte es scheinen, diese Frauen hätten den Engel noch auf dem Stein sitzen sehen, und der Engel habe von hier aus sie angeredet. Doch der Bericht der andern Evangelisten läßt das als unwahrscheinlich erscheinen. Der Engel hatte sich, ehe die Frauen herzutreten, in das leere Grab Jesu hineinbegeben. Die Frauen sahen ihn im Grabe sitzen, als sie herzukamen und hineinschauten. „Ganz genau“, so sagt Nebe,<sup>1)</sup> „das geben wir gerne zu, stimmen aber auch so die Aussagen der Synoptiker noch nicht mit einander. Matthäus läßt den Engel die Frauen anreden und sie auffordern, näher zu treten, nach Marcus und Lucas hingegen treten sie ohne vorgängige Einladung ein. Allenfalls könnten wir diese geringfügige Differenz dadurch beseitigen, daß wir Josephs Grab uns so angelegt denken, wie jetzt noch eine Menge von alten Gräbern dicht bei Jerusalem gefunden wird. Da geht in den Felsen hinein ein enger Stollen, welcher meistentheils zu einer größeren Kammer führt, in deren Wänden sich längliche, wenig hohe, aber dafür etwas breitere Nischen befinden, in welche man die Leiche hineinlegte. War dieses Grab so angelegt, so könnte angenommen werden, ex motu proprio seien die Frauen in jenen Gang eingetreten, aber aus Angst und heiliger Scheu alsbald stille gestanden und erst auf die Aufforderung des Engels bis zu der Stätte vorgeedrungen, da der Herr gelegen hatte.“ Matthäus und Marcus berichten ferner nur von Einem Engel, Lucas dagegen erzählt, daß die Frauen zwei Engel gesehen haben. Wir können uns die Sache so denken, daß von den zwei Engeln nur einer geredet hat und Matthäus eben nur dieses einen Engels Erwähnung thut, wenn wir nicht etwa Nebes Erklärungsversuch annehmen wollen, welcher sagt: <sup>2)</sup> „Wir müssen diese verschiedenen Angaben auf sich beruhen lassen, sie erklären sich übrigens einfach dadurch, daß Matthäus und Marcus aus einer andern Quelle geschöpft haben, als Lucas. Die Personen, von welchen dieser seine Informationen einzog, hatten zwei Engel gesehen, was damit nicht in Conflict kommt, daß andere Weiber, die mit in dem Grabe gewesen waren, nur Eines ansichtig geworden waren; denn die Engel werden eben nur von denen gesehen, von welchen sie gesehen sein wollen.“ Gerhard unterscheidet hier wieder einen doppelten Gang der Frauen, den einen erzählt nach ihm Matthäus und Marcus, den andern Lucas. Dadurch wird allerdings diese Schwierigkeit gehoben, aber sonst die Sache sehr verwickelt. — Der Engel redete die Frauen, welche erschrocken waren und ihre Blicke zu Boden gesenkt hielten, folgendermaßen an: „Fürchtet euch nicht, denn ich weiß, daß ihr Jesum von Nazareth sucht, den Gefreuzigten. Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er euch gesagt hat. Siehe da die Stätte, da sie ihn hinlegten. Was suchet ihr den Lebendigen

1) Aufersteh. Gesch. S. 19.

2) A. a. O. S. 20.

bei den Todten! Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war und sprach: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage wieder aufstehn. Gehet eilend hin und saget es seinen Jüngern und Petro. Er ist auferstanden von den Todten. Und siehe, er gehet vor euch her nach Galiläa, da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. Siehe, ich habe es euch gesagt.“ (Matth. 28, 5—7. Marc. 16, 6. 7. Luc. 24, 5—7.) Und die Frauen gingen schnell hinaus und eilend fort vom Grabe, mit Furcht und großer Freude (Matth. 28, 8.); es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sie sagten im Anfange niemand nichts, denn sie fürchteten sich (Marc. 16, 8.).

Sehen wir uns nun wieder nach Maria Magdalena um. Sie war, sobald sie den Stein vom Grabe abgewälzt gesehen hatte, zurückgelaufen und hatte Petrus und Johannes benachrichtigt (Joh. 20, 2.): „Sie haben den HErrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Auf diese Nachricht liefen die beiden, Petrus und Johannes, schnell zum Grabe (Joh. 20, 3. Luc. 24, 12.), sie erkannten an der Ordnung, die im Grabe herrschte, daß Jesu Leichnam wohl nicht von seinen Feinden mit Gewalt entfernt sein könne, und es nahm sie Wunder, wie es zugehe (Joh. 20, 8. 9.). Darauf gingen beide davon. Maria Magdalena aber war langsamer den beiden Jüngern nachgegangen und kam nun zum zweiten Male zum Grabe. Und als sie hineinschaute, sahe sie zwei Engel im Grab sitzen, die nach der Ursache ihres Weinens fragten. Und dort an der Thür des Grabes erschien ihr der HErr, den sie zuerst für den Gärtner hielt, bis sie ihn an seiner Stimme erkannte. Der HErr befahl ihr, ihn nicht anzurühren, denn er sei noch nicht aufgefahren zu seinem Vater, sondern, ohne sich länger aufzuhalten, hinzugehen und seinen Jüngern zu verkündigen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ (Joh. 20, 11—17.). Das war die erste Erscheinung.

Die zweite Erscheinung. Während dieses alles geschah, hatten sich die andern Frauen von der Angst und dem Entsetzen erholt, in welches sie die Rede des Engels versezt hatte, und sie machten sich nun auf den Weg, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Auf diesem Wege kam wahrscheinlich auch Maria Magdalena wieder zu ihnen. Auf diesem Wege nach Jerusalem erschien ihnen der HErr (Matth. 28, 9. 10.), grüßte sie und gab ihnen den Befehl, seinen Jüngern zu sagen, daß sie nach Galiläa gehen sollten, da würden sie ihn sehen. Die Frauen aber verkündigten dieses alles den Elfen und den andern allen. Aber diesen dächten ihre Worte eben, als wären es Märlein, und glaubten ihnen nicht (Luc. 24, 11.).

Da sie aber noch hingingen, so erzählt Matthäus weiter (28, 11.), da kamen etliche von den Hüttern in die Stadt und verkündigten den Hohenpriestern alles, was geschehen war. Die Kriegsknechte hatten sich bald von ihrer Ohnmacht, in welche sie aus Schrecken vor dem Erdbeben und der Er-



scheinung des Engels gefallen waren, erholt, sie waren eilend von der für sie so schrecklichen Stätte hinweggeflohen, noch ehe die Frauen am Grabe erschienen, und etliche von ihnen kamen nun in die Stadt, um als die Ersten den Feinden Christi, den Hohenpriestern, die Auferstehung Jesu zu verkündigen. Die Hohenpriester aber hielten einen Rath und gaben den Kriegsknechten Geldes genug, daß sie ausagen sollten, die Jünger hätten den Leichnam Jesu gestohlen, dieweil sie, die Kriegsknechte, schliefen.

Die dritte Erscheinung war wahrscheinlich die, welche Petro zu Theil wurde (Luc. 24, 34. 1 Cor. 15, 5.). Wann diese Erscheinung am ersten Ostertage stattfand, darüber gibt uns die Schrift keinen Aufschluß.

Zum vierten Male gegen Abend (Luc. 24, 29.) erschien der Herr den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus (Marc. 16, 12. 13. Luc. 24, 13. ff.).

Am Abend endlich erschien der Herr zum fünften Male an jenem Tage, und zwar allen seinen Jüngern mit Ausnahme des Thomas (Marc. 16, 14. Luc. 24, 36—43. Joh. 20, 19—23.).

Acht Tage später erschien der Herr wiederum allen seinen Jüngern, um auch den Thomas zum Glauben an seine Auferstehung zu bringen (Joh. 20, 24—31.).

Darauf folgt die Offenbarung des Herrn vor den sieben Jüngern am Meer Tiberias (Joh. 21.). Johannes sagt bei dieser Erscheinung: „Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus offenbart ist seinen Jüngern, nachdem er von den Todten auferstanden ist.“ Johannes nennt diese Erscheinung also die dritte. Er will ohne Zweifel damit nicht sagen, daß dieses die dritte von allen Erscheinungen des Herrn überhaupt sei — sonst würde Johannes sich selbst widersprechen, denn nach seiner eigenen Erzählung war es schon die vierte Erscheinung Jesu —, sondern der Nachdruck liegt ohne Zweifel auf „seinen Jüngern“. Es war die dritte Erscheinung, die vor mehreren Jüngern stattfand.

Die achte Erscheinung war dann die Haupterscheinung des Herrn auf einem Berg in Galiläa (Matth. 28, 16—20. Marc. 16, 15—18.). Wahrscheinlich ist diese Erscheinung identisch mit jener, von der uns Paulus sagt (1 Cor. 15, 6.), daß Christus gesehen worden sei von mehr denn fünfhundert Brüdern auf einmal.

Zum neunten wurde er gesehen von Jacobo (1 Cor. 15, 7.).

Endlich erschien der Herr zum zehnten und letzten Male allen seinen Jüngern am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung in Jerusalem, führte sie nach Bethanien an den Ölberg und fuhr dort vor ihren Augen gen Himmel (Marc. 16, 19. 20. Luc. 24, 44—53. Apost. 1, 3. ff.).

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß es gar wohl möglich ist, ein widerspruchsfreies Ganze aus den Berichten der Auferstehung herzustellen, daß es also nichts ist mit allen angeblichen Widersprüchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

**Die Milde Roms.**

(Schluß.)

„47. Aber beachte wohl, daß ein in den Qualen gemachtes Geständniß, auch wenn es der Angeklagte später bestätigt hat, ohne vorhergegangene Indicien nicht hinreicht, um einen zum Tode zu verurtheilen, wohl aber wenn er freiwillig und ohne Folter bekannt hätte; wie der Text lautet 2c.

„48. Doch setze den Fall, es hätte einer in den Qualen bekannt und nach der Folterung leugnete er es, was soll da der Richter thun? Der Beschuldigte **soll gezwungen werden**, bei dem in der Folter gemachten Geständniß zu beharren; und dies scheint die Ansicht der geistlichen Rechtslehrer zu sein, besonders 2c. Wenn daher der Widerrufende nicht das Gegentheil beweist, so wird er durch Wiederholung der Peinigungen und Foltern gezwungen, in einem solchen Geständniß zu verharren. Und darum kann der Richter einen solchen, der da leugnet, was er zuerst bekannt hatte, wiederum foltern. So Angel. in dem genannten Buche unter dem Alinea: „Es erschienen die genannten Gefolterten und leugneten das Ganze“ 2c.

„Siehe da eine gute Praktik, was zu thun ist, wann einer bekannt hat und nachher leugnet, daß er nämlich dann wieder der Folterung ausgesetzt sei. Al das Vorgenannte merke dir wohl und halte es im Sinn, **denn es thut beim Inquisitionsgeschäft viel zur Sache.**

„49. Hierbei ist noch weiter zu beachten, daß in dem Falle, wenn der Gefolterte etwas aussagt und zum zweiten Male gefoltert sagt er das Gegentheil aus, er zum dritten Mal zu foltern ist, um zu sehen, bei welcher Aussage er am meisten verharret. Dies folgt aus dem, was Pabst Innocenz sagt 2c.

„50. Und darum merke dir auch noch das sehr wohl, was Bal. . . ., sagt, nämlich, wenn ein Angeschuldigter in den Folterqualen bekannt hat, so können auch ohne neue Indicien die Folterungen wiederholt werden, weil jenes Geständniß nur einen halben Beweis ausmacht, und er gezwungen wird, hierin zu beharren. (!)

„51. Merke dir noch weiter, wenn auch Bart. in 2c. 2c. spricht, daß aus dem Grunde, weil der Partei, bevor sie der Folter unterworfen wird, eine Abschrift gegeben werden muß, die Zeugen nicht genügten, welche in der Hauptverhandlung wider den Angeklagten verhört wurden, weil sie ja genommen worden seien, ohne daß die Gegenpartei geladen und darüber gehört worden wäre, so gilt dies nicht bei einem Regereiverbrechen, denn bei diesem wird die Inquisition wider eine bestimmte Klasse von Personen ge-



führt, und alsdann erscheint sie in Wirklichkeit wider einen jeden geführt, und darum ist es nicht nöthig, jene in der Hauptverhandlung aufgenommenen Beweise von neuem aufzunehmen, wie man lesen kann in 2c.

„Zudem geht bei einem Ketzeiverbrechen der Richter oder Inquisitor nur von Amtswegen vor; denn er geht nicht auf die Anklage irgendeines Klägers vor, sondern auf Grund der Ermittlungen, die er von Amtswegen erhoben hat, und darum ist es nicht nothwendig, daß er dem Angeklagten eine Abschrift der Anzeichen und Artikel übergebe, und in einem Ketzeiproceß darf der Angeschuldigte nicht geladen werden, um die Zeugen schwören zu sehen, denn da werden wegen drohender Gefahr die Namen der Zeugen oder Ausfagenden verschwiegen. (Citate.)“

Dies also ist die historische „Milde“ der päpstlichen Gewalt; denn das Institut der Inquisition war ein speziell päpstliches Institut, und die Inquisitionsrichter handelten nur aus „apostolischer“, das heißt, päpstlicher Autorität, ganz unabhängig von der geistlichen Gewalt der Bischöfe und der weltlichen des Staates. Nach diesem Verfahren hätte man Luther gerichtet, wenn er der Citation des ihm vom Papste gesetzten Inquisitionsmeisters, des Verfassers obigen Verfahrens, Folge geleistet oder wenn sein Landesherr es geduldet hätte, daß man ihn mit Gewalt oder List nach Rom schleppte. Wahrlich, wir können Gott nicht genug danken für diese „Auflehnung, diese Revolte gegen die bestehende Gewalt“, wie die heutigen römisch-deutschen Geschichtsschreiber und Journalisten („Germania“) Luthers Weigerung bezeichnen, deren Frechheit jetzt schon so weit geht, sofort nach dem Staatsanwalt zu schreiben, wenn man die obigen mittelalterlichen Zustände „dunkel, finster“ nennt, weil dies eine Beleidigung ihrer „Kirche“ sei. Und wenn sich der Papst und seine Schriftsteller den Anschein geben, als seien jetzt in der römischen Kirche solche Zustände nicht mehr möglich, so ist dies eitel Heuchelei. Hat Rom oder seine Geschichtsschreibung diese Mordthaten jemals bestraft, verdammt oder auch nur mißbilligt? Hat es je eingestanden, daß es hierin unrecht gethan hat? Wo man es nicht durch Stillschweigen billigt, da hat und sucht man höchstens nach einigen Entschuldigungs- und Erklärungsgründen dafür, besonders den bösen „Feinden der Kirche“ gegenüber, denen man doch nicht die Sache geradezu ausdrücklich gutheißen will. Noch heute fordern die Jesuiten in ihren Publicationen für die „Kirche“ das körperliche Züchtigungsrecht zurück, dessen sie für ihre erzieherische Thätigkeit dringend bedürfe und dessen Unterbrechung sie außerordentlich beklagen. Auch heute bestehen alle jene Kirchengesetze noch fort, deren Ausübung nur durch die moderne Culturentwicklung unmöglich geworden ist, welche den Einzelnen mit Gewalt unter das päpstliche Joch beugen; ja, sie sind in neuester Zeit in den „Erklärungen zur Constitution Apostolicae Sedis von Petrus Avanzini“ (ins Deutsche übertragen von Römstedt, Präses des bischöfl. Knaben-Seminars zu Münster, 1873) theilweise wieder erneuert. Darnach soll eine Frau, welche Enthalt-

samkeit gelobt hat, in ein Kloster gesperrt werden, wenn sie nur verdächtig ist, die Enthaltensamkeit nicht zu halten. Ist nicht das schon Grund genug, daß Luther gegen die Gelübde auftrat, wofür er noch heute von den römischen Söldlingen in der maßlosesten Weise geschmäht wird? Petrus Avanzini in seiner angezogenen Erklärung der Constitution Apostolicae Sedis des Papstes Pius IX. sagt nämlich: „Hieraus folgert die Glosse (als ein vom Rechte ausgesprochener Fall, in dem man Personen zwingen kann, wider ihren Willen in ein Kloster einzutreten): ‚Daraus nämlich, daß er sagt, weil über sie kein Verdacht gehegt werden darf, soll sie nicht gezwungen werden, erkenne ich, daß sie, wenn sie verdächtig ist, zum Eintritt in einen Orden gezwungen werden muß, weil sie die Enthaltensamkeit versprochen hat.‘ Ebenso hat Gregor IX. einen andern Fall in Erwägung gezogen und folgendermaßen entschieden: ‚Die Frauen, welche ihren Mann verlassen und gefallen sind, sollst du, falls sie sich zum besseren Leben bekehrt haben und ihre Männer sie nicht wieder annehmen wollen, in einem Kloster bei frommen Frauen unterbringen, damit sie dort immerwährend Buße thun.‘“ An einer andern Stelle citirt derselbe Avanzini auf die Frage, unter welche kirchliche Censuren die abgefallenen oder entlaufenen Ordensleute fallen, das unter Urban VIII. erlassene Decret der Congreg. Conc., in dessen § 4 folgende noch heute giltige Bestimmung getroffen sei: „Wiederum bestimmt sie (die heilige Congregation), daß die (einem Kloster) Entlaufenen oder Abtrünnigen, mögen sie das Ordenskleid noch tragen oder nicht, von dem Bischofe des Ortes, wo sie sich aufhalten, ins Gefängniß geworfen, den Ordens-Oberen zur Bestrafung nach den Ordensregeln bezeichnet werden sollen; und daß die Oberen selbst auch gehalten seien, dieselben aufzusuchen, zum Orden zurückzubringen und zu bewirken, daß dieselben aufgegriffen werden.“

Wir sehen hieraus, daß die römische Kirche alle ihre mittelalterlichen Gewaltmaßregeln auch heute noch aufrecht erhält und sie auch, wenn sie nur die Gewalt dazu hätte, zur Ausführung bringen würde trotz Civilisation und Cultur. Lassen wir uns doch nicht durch nichtsagende Phrasen in dieser Hinsicht täuschen und beruhigen. Das Papstthum ist durch Betrug und Gewalt entstanden und mit denselben Mitteln wird es und seine gerühmte „Einheit“ auch forterhalten.

Als Herr Consistorialrath Dr. Niemann in einer Rede den mangelnden Wahrheitsinn der Ultramontanen citirte, zeigte sich ein Römling in dem Münsterer „Merkur“ über diesen Vorwurf ganz ungeberdig, als ob Herr Dr. Niemann damit alle römische Katholiken zu Lügnern und Betrügern gestempelt hätte. Mit dieser echt jesuitischen Folgerung hat er die Behauptung des Herrn Dr. N. aufs eclatanteste bewiesen. Denn er weiß wohl — und der „Evangelische Bund“ hat es ihm zum Ueberfluß noch ausdrücklich erklärt — daß man unter den „Ultramontanen“ nicht die armen, unwissenden Schafe versteht, die ja nur „glauben, was man ihnen zu glauben vor-



stellt“, sondern ihre polemischen Hirten und Führer, die „Rufer im Streite“, die Vertreter des römisch-päpstlichen Systems in Wort und Schrift, darunter auch den römischen Artikelschreiber. Unter den vielen Beweisen seines mangelnden Wahrheitsfinnes wollen wir nur den auf unsere Materie bezüglichen herausgreifen. Er schreibt: „Sie (Herr Consistorialrath), behaupten, ‚daß jeder katholische Bischof bei seiner Inthronisation dem Papste schwören muß, die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer (die Evangelischen) besorgen zu wollen‘. Aber, Herr Consistorialrath, wo haben Sie denn je diesen gruseligen Schwur gesehen oder gehört? Glauben Sie mir, ein solcher Schwur ist weder öffentlich noch insgeheim jemals von einem katholischen Bischof geschworen worden. Man hat, Verehrtester, mit diesem Märlein Ihrer Gutmüthigkeit einen ganz colossalen Bären aufgebunden.“ Wenn sich Herr Dr. Riemann so ausgedrückt hat, so war dies allerdings in der Form incorrect, denn die betreffende Formel lautet: „Ausrottung der Ketzereien“; in der Sache jedoch hat er ganz recht; denn das Papstthum hat von jeher (seit Thomas v. Aquin) unter Ausrottung der Ketzereien die Ausrottung der Ketzer verstanden und geübt. Von den vielen Beweisen hiefür will ich aus der Reformationzeit nur die des deutschen Theologen Dr. Wimpina (Roch), eines der eifrigsten Gegner Luthers, citiren, der in seiner gegen Luther gerichteten Anacephaläosis (p. II, l. 2, art. 2) schreibt: „Aus der Natur des Pontifical- oder bischöflichen Amtes ist es hinreichend klar . . . , daß diejenigen, welche in der Kirche das bischöfliche Amt ausüben, des leiblichen Lebens ihrer Unterthanen nicht schonen dürfen, um das geistliche Leben derselben zu erhalten, wie in Dist. 11, qu. 3, Cap. Nolite (also im canonischen Recht!) erklärt ist. Daher scheint mir auch jener Bischof (am Rande steht als Anmerkung: ‚Ein gewisser Bischof 1506‘), dessen Diöcese ganz voll von Ketzern war, schwer gefehlt zu haben, als er auf die Ermahnung eines gewissen Theologen hin, die Inquisition einzuführen und die Diöcese zu säubern, so lange noch die Ketzer auszottbar wären, wozu er (der Theologe) ihm seine Mitwirkung zusicherte, nicht einmal mit einem Worte auf dessen Brief antwortete zum großen Schaden der christlichen Religion in jenen Gegenden.“<sup>1)</sup> Auf diesem Grundsatz war ja die ganze päpstliche Inquisition aufgebaut; und wie der gleichfalls deutsche Theologe Dr. Eck die Aus-

1) *Ex pontificali vel episcopali munere satis liquet, . . . eos, qui munere episcopali ecclesiae adscripti sunt, hos non debere vitae corporali pro spirituali subditorum vita conservanda parcere, uti 11. qu. 3. Nolite disseritur. Quo mihi erravisse graviter videtur is antistes (nota marg.: episcopus quidam 1506), qui cum dioecesim haberet haereticis confertissimam monereturque per quendam theologum, ut inquisitionem institueret purgaretque dioecesim, dum adhuc eluibiles haeretici essent — pollicita etiam opera sua —: ille ne verbo litteris respondit in gravem iacturam christianae in eisdem locis religionis.*

rottung der Ketzerien durch Verbrennung der Ketzer verstand und ausübte, das hat schon Luther dem deutschen Volke erzählt. Freilich muß den deutschen Bischöfen zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie im Allgemeinen an diesem römischen Nordverfahren keinen Gefallen fanden und den päpstlichen Inquisitoren allen möglichen Widerstand entgegensetzten, was die päpstlichen Beamten und Hoftheologen mit blutigen Thränen beklagten. Außer Wimpina an obiger Stelle haben wir auch schon den „Großmeister des heiligen apostolischen Palastes“, Prierias, in der Vorrede zu seinem Ketzerprozeßverfahren gehört, wo er die Zunahme der Ketzer und Hexen dem Umstande zuschreibt, daß „die Bischöfe nicht bloß schlafen, sondern sogar zuweilen im tiefsten Schnarchen liegen, ja, sogar den Inquisitionsrichtern ketzerischer Bosheit, den Eiferern für den Glauben, sich widersetzen“. Daß man den Luther nicht verbrannt hat, kann fünfzig Jahre später der päpstliche Geschichtsschreiber Raynald gar nicht genug beklagen. Nachdem er erwähnt hat (auf das Jahr 1517), wie man an andern Orten mit den Ketzern umgesprungen ist, fährt er fort: „Aber eine solche Tugend besaß der Erzbischof von Mainz nicht, daß er Luther, der die nämlichen Irrthümer aufbrachte, mit Gewalt niedergehalten hätte; derjenige aber, der kraft seines Amtes dergleichen Streitigkeiten hinwegzuschaffen verpflichtet gewesen wäre, der Dominicaner Tegel, der Richter des heiligen Glaubens, soll unkluger Weise den Brand noch vergrößert haben“ (das heißt, dadurch, daß er sich mit Luther in eine Controverse einließ, anstatt ihm den Ketzerprozeß zu machen).<sup>1)</sup> Und an einer andern Stelle (auf das Jahr 1479, No. 32) sagt derselbe römische Geschichtsschreiber: „So wurde durch die fromme Bemühung des Erzbischofs von Toledo und des Königs Ferdinand diese pestbringende Ketzerei (des Petrus von Dama, der in Bezug auf Buße und Ablass dasselbe wie Luther gelehrt hatte) erstickt und so Spanien von den überaus großen drohenden Uebeln befreit, von denen später Deutschland heimgesucht wurde, da Carl V. und die Bischöfe Deutschlands sich nicht zu einer solchen Tugend aufraffen konnten, daß sie den Luther zum Widerruf seiner Ketzerei gezwungen oder ihn in den Flammen verbrannt hätten.“<sup>2)</sup> Und nachdem er im folgenden Paragraph erzählt hat, wie der Doctor der Theologie Joh. Richard de Wesalia (der in Bezug auf die Kirchengewalt dasselbe wie Luther gelehrt hatte) durch den Inquisitionsrichter verdammt und zum Widerruf gezwungen worden

1) ... sed ea virtute non valuit Moguntinus episcopus, ut eosdem errores instaurantem Lutherum compesceret; qui vero ex muneris dignitate ejusmodi controversias tollere debuerat, Tetzeli O. Praed., sacrae fidei censor, imprudenter incendium auxisse fertur.

2) Extincta est Toletani archiepiscopi et Ferdinandi regis pio studio pestifera haeresis atque ita Hispania maximis imminentibus malis liberata est, quibus postea obruta fuit Germania, cum Carolus V. praesulesque Germaniae ea virtute non valuissent, ut Lutherum ad haeresim improbandam cogerent vel flammis cremarent.



sei, bricht er in die Worte aus: „O glückseliges Jahrhundert, in dem durch der Bischöfe und Glaubensrichter Sorgsamkeit so viele Ungeheuer ausgerottet wurden!“ (*Felix saeculum, quo tot monstra praesulum censorumque fidei diligentia elisa sunt!*) Und angesichts dieser thatsächlichen Anschauung der römischen Kirche, die sich durch das ganze Mittelalter hindurchzieht und noch durch zahllose Citate belegt werden könnte, angesichts des oben aus dem Munde der päpstlichen Beamten und Inquisitionsrichter vernommenen Inquisitionsverfahrens und der rauchenden Scheiterhaufen wagt dieser römische Artikelschreiber des „Merkur“ zu sagen: „Die katholische Kirche haßt und verfolgt den Irrthum, aber sie liebt die Irrenden als ihre fehlenden Kinder und sucht sie mit warmer Mutterliebe auf den guten Weg zurückzuleiten.“ — In seinem Wahrheitsinn erlaubt sich derselbe dann noch folgende Leistung: „Also wenn der Herr Bischof bis jetzt noch keinen einzigen ‚Ketzer verfolgt und ausgerottet‘ hat und somit den ‚Mordschwur‘ bis heutigen Tages nicht gehalten hat, dann ist er, wenn auch kein ‚Mörder‘, so doch ein ‚Eidbrüchiger‘. Sind das nicht ganz folgerichtige, allerdings recht ungeheuerliche Schlüsse aus Ihrer Behauptung, mein verehrter Herr?“ Nein, mein Herr Jesuit, das sind keine „ganz folgerichtige“, sondern jesuitische Trugschlüsse; denn es kann ja auch der Fall sein, wie es thatsächlich der Fall ist, daß die Bischöfe an der Ausübung dieser löblichen Pflicht durch den Zwang der Zeitverhältnisse gehindert sind, in welchem Falle sie weder thätliche Mörder, noch auch Eidbrüchige sind. Die päpstliche Presse erzählt uns ja tagtäglich, daß es noch zahlreiche „Rechte“ der Kirche gibt, auf die sie durchaus nicht verzichtet hat, wenn sie auch momentan durch die Zeitverhältnisse an deren Ausübung gehindert ist; darunter gehört nach der ausdrücklichen Erklärung der Jesuiten das leibliche Züchtigungsrecht der Kirche. Wohl aber ist der Schluß durchaus logisch und zwingend: Da die römische Kirche ihren gelehrten und geübten Kettermord noch nicht verworfen, ja, noch nicht einmal mißbilligt hat, so gehört er noch unter diese „Rechte“ der Kirche, wenngleich sie an dessen thatsächlicher Ausübung durch den Zwang der Zeitverhältnisse gehindert ist. Beweis dafür ist gerade die Beibehaltung der Formel „Ausrottung der Ketzereien“ in dem bischöflichen Schwur. „Ausrotten“ ist und bleibt immer mehr, als bloßes „Hassen und Verfolgen“, wie uns der Artikelschreiber mit seinen jesuitischen Künsten aufbinden will. Man rottet Unkraut aus, indem man es mit der Wurzel auszieht; so rottet man das Unkraut der Ketzereien aus, indem man sie mit ihrer Wurzel, das heißt, mit allen ihren Urhebern und Befennern vertilgt. Daher haben auch alle theologischen Schriftsteller des ganzen Mittelalters, die im römischen und päpstlichen Sinne schrieben, unter „Ausrottung der Ketzereien“ die Ausrottung der Ketzer verstanden und demgemäß auch gelehrt und fortwährend den letzteren Ausdruck gebraucht. Haben denn nicht Wimpina, Brierias und Raynald thatsächlich die von dem jesuitischen Artikelschreiber so emphatisch

dem Gegner imputirte Alternative gestellt: „Entweder Mörder oder Eidbrüchige“, als sie es den Bischöfen als eine grobe Pflichtvergeffenheit vorwarfen, daß sie die Keger nicht „ausrotteten“? Mußten da nicht nach den Anschauungen und Lehren dieser päpstlichen Theologen die Bischöfe „entweder Mörder oder Eidbrüchige“ sein? Hat sich aber wirklich in der Neuzeit in dieser Beziehung ein Meinungsumschwung in der römischen Kirche vollzogen, wofür aber nicht die geringsten Anhaltspunkte vorliegen, warum ändert sie nicht die Schwurformel und zeigt officiell an, daß sie den Kegermord mißbillige? Ja, man sucht in dem Artikel des „Merkur“ vergebens nach einem Zeichen, daß der Artikelschreiber selbst den mittelalterlichen Kegermord mißbillige; er stellt ihn nur für die Jetztzeit in Abrede. H.

### Vermischtes.

Eine uralte christliche Inschrift, die auf das Jahr 771 zurückdatirt wird, wurde am Anfang des 17. Jahrhunderts in China aufgefunden. Dieselbe befindet sich auf einer allerdings stark beschädigten Marmortafel, die jetzt photographirt worden ist. Die Inschrift lautet nach einer Uebersetzung folgendermaßen: „Damals fing die Religion, die eine Zeit lang unterdrückt war, von neuem an, sich zu heben. Der Fels des Glaubens, der einen Augenblick schwankte, wurde wieder aufgerichtet und ins Gleichgewicht gebracht. Im Jahre 744 lebte ein Priester im Königreich Tathsin“ (dem byzantinischen Reich); „der kam nach China, um den Kaiser zu begrüßen, welcher dem Priester Lohan und sechs andern befahl, zugleich mit dem Gesandten aus Tathsin die christlichen Opfer im Palast Himkim darzubringen. Damals ließ der Kaiser an der Kirchthüre eine eigenhändig verfaßte Inschrift aufhängen. Alle Geschäfte wurden vollkommen gut verwaltet, und das aus der Religion entstehende Glück war dem Menschengeschlecht äußerst heilsam. Alle Jahre schenkte der Kaiser Taitfung am Tage der Geburt Christi der Kirche himmlische Wohlgerüche; er vertheilte an die Christen kaiserliche Speisen, um sie nach jeder Seite hin auszuzeichnen. Der Priester Ysu, ein großer Beförderer der Religion und zugleich angesehen bei Hofe, Stellvertreter des Vicekönigs von Sofan und Aufseher des Palaſtes, welchem der Kaiser ein Mönchskleid von hellblauer Farbe geschenkt hat, ist ein Mann von sanftem Charakter und zu allem Guten bereitwillig. Sobald er die wahre Lehre in sein Herz aufgenommen hatte, brachte er sie unaufhörlich in Ausführung. Er ist aus fernem Lande nach China gekommen. Er übertrifft an Kunstleiß alle die, welche unter der ersten Dynastie blühten, und ist vollkommen in Künste und Wissenschaften eingeweiht. Er leistete dem Staat außerordentliche Dienste und erwarb sich hohe Achtung beim Kaiser. Dieser Stein ist im zweiten Jahre der Regierung des Taitfung (771) aufgerichtet worden. Damals leitete



der Priester Niuschu die Christen in China. Liu=Siu=Yen, Rathsherr im Palast und früher Mitglied im Kriegsrath, hat diese Inschrift geschrieben. Knokey, der erste Minister und Oberbefehlshaber der Armee von Sofan, das heißt, in den nördlichen Gegenden, vertheilte den Sold und die Geschenke des Kaisers und sammelte nichts in seinem Hause. Er erhielt entweder die alten Kirchen in ihrem ehemaligen Zustande, oder erweiterte sie so, daß diese Gebäude Fasanen glichen, welche ihre Flügel zum Fliegen entfalten. Außerdem diente er auf alle Weise der christlichen Religion; er war fleißig in Liebeserweisen und verschwenderisch in der Vertheilung der Almosen. Alle Jahre versammelte er die Priester der Christen; da ließ er ihnen in frommem Eifer passende Speise bringen und setzte die Gastfreundschaft 14 Tage lang fort. Die Hungrigen kamen, und er speiste sie; die Frierenden kamen, und er bekleidete sie. Er pflegte die Kranken und sprach ihnen Muth zu; er begrub die Todten und brachte sie zur Ruhe. Bis jetzt hat man von keinem Manne gehört, der sich mit so frommer Religiosität der Vollziehung guter Werke widmete.“

L. F.

## Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

### I. America.

**General-Synode.** In dem ersten Heft des laufenden Jahrgangs des „Lutheran Quarterly“ von Gettysburg findet sich ein Artikel von Dr. G. U. Wenner über „The Man of Sin“, 2 Thess. 2, 3—12. Selbstverständlich kommt der Verfasser dabei auch auf die Frage, wer denn dieser „Mensch der Sünde“, der Antichrist sei. Er erinnert daran, daß schon manche mittelalterliche Secten bis zu den Hussiten herab den Papst für den Antichrist gehalten hätten, und fährt dann fort: „Luther took up this idea when in 1520 he wrote against ‘the accursed bull of Antichrist’, and subsequently through Melancthon“ (?) „it attained symbolic significance by appearing in the Smalcald articles.“ Diese Lehre hätten dann auch die lutherischen Dogmatiker herübergenommen. Wenner meint nun zwar: „There are many reasons for believing the pope to be Antichrist.“ Aber er ist doch nicht geneigt, den Papst für den „rechten Endechrist oder Widerchrist“ zu halten. Vielmehr sagt er: „Over against other unchristian systems one is sometimes tempted to rejoice in its“ (Roman Church) „existence as a bulwark of the Church.“ Er findet nur antichristliche Elemente im Papstthum und hält es überhaupt für besser, nicht zu versuchen, die Person des Antichristen festzustellen, sondern eingedenk zu sein, daß vor der Wiederkunft Christi der Geist des Antichristenthums auf mannigfache Weise werde offenbar werden, nicht nur im Papstthum, sondern auch „in that spirit of unbelief which denies God and creation, finds the origin of man in protoplasm and by successive transmutations traces his genealogy through the ape to his present condition.“ Dr. Wenner weiß, daß er mit seinen Ansichten in Widerspruch tritt mit den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche, der er doch angehören will. Es dürfte sich empfehlen, die Ausführungen der Schmalkaldischen Artikel, die bekanntlich nicht von Melancthon, sondern von Luther verfaßt sind, recht genau zu lesen. Gerade mit Bezug auf 2 Thess. 2. wird dort schlagend nach-

gewiesen, daß „alle Untugend, so in der heiligen Schrift vom Antichrist sind weis-  
gesagt, sich reimen mit des Pabsts Reich und seinen Gliedern“. (Müller, Symb.  
Bücher, S. 336.) L. F.

**Die Bedingungen** der Vereinigung der protestantischen mit der römischen Kirche betreffend erklärte neulich Cardinal Gibbons einem neugierigen methodistischen Prediger: „As for the terms of reunion, they would be easier than is commonly imagined. The Catholic Church holds to all the positive doctrines of all the Protestant Churches, and the acknowledgment of the Pope's judicial supremacy would make the way easy for accepting her other doctrines. *You are nearer to us than you imagine.* Many doctrines are ascribed to the Church which she repudiates.“ — Daß protestantische Prediger sich überhaupt bei den Creaturen des Pabstes nach den Bedingungen, unter welchen sie in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen werden können, erkundigen, ist ein Zeichen der Zeit und der beste Beweis für die Worte Gibbons': „*You are nearer to us than you imagine,*“ zugleich aber auch ein trauriges Zeugniß von der Blindheit, mit welcher die Secten geschlagen sind, daß sie überhaupt Bedingungen für möglich halten, unter welchen Christenthum und Antichristenthum, Christus und Belial, Licht und Finsterniß, der Tempel Gottes und die Synagoge des Satans vereinigt werden könnten. „Actum est de papa et pontificiis!“ So urtheilte Luther 1538 in seiner Vorrede zu den Schmalkaldischen Artikeln, und bei diesem Urtheil wird es bleiben bis an den jüngsten Tag. Eine mehr als tausendjährige Ehrfurcht lehrt es ja auch zur Genüge, „daß der Pabst lieber wollt die ganze Christenheit verloren und alle Seelen verdammt sehen, ehe er sich oder die Seinen wollt ein wenig reformiren und seiner Tyrannei ein Maß setzen lassen“. (Müller, S. 295.) F. B.

**Eine Folge des Religionsparlaments in Chicago.** Die von dem Präsidenten der baptistischen Universität in Chicago, Dr. Harper, herausgegebene Zeitschrift, „Biblical World“, berichtet in der Februarnummer Folgendes: Aus Anlaß des Erfolgs des Religionsparlaments ist im vergangenen Jahr von einer Frau in Chicago ein „Lectureship in Comparative Religion“ an der Universität gestiftet und zu diesem Zwecke die Summe von \$20,000 ausgeworfen worden. Daraufhin haben heidnische Theilnehmer des Religionsparlaments, namentlich der öfters genannte Mozoomdar aus Indien, den Wunsch ausgesprochen, daß eine ähnliche Stiftung für Indien gemacht werden möchte. Mit Begeisterung wurde dieser Gedanke in Chicago, namentlich von Dr. Barrows, dem Vater des Religionsparlaments, aufgegriffen, um das gute Werk der Erleuchtung und Verbrüderung, das von dem religiösen Congreß begonnen worden sei, in Calcutta weiter zu führen, und vor Kurzem hat sich nun auch dieselbe Frau bereit erklärt, zu diesem Zwecke weitere \$20,000 zur Verfügung zu stellen. Alljährlich soll nun unter der Leitung des Präsidenten Harper und der zwei Professoren der vergleichenden Religion an der Universität eine Series Vorträge von einem angesehenen Gelehrten Europas, Asiens oder Americas in Calcutta gehalten werden, um Indien „mit den großen Wahrheiten des Christenthums und seiner Harmonie mit den Wahrheiten der andern Religionen“ bekannt zu machen. Das mag freilich ein schönes Christenthum sein, das dann verkündigt wird! Was die Heiden davon erwarten, geht aus folgender Aussprache einer heidnischen Zeitschrift, „Hindu“, hervor: „We expect nothing but good to come from this proposed friendly and regardful study of the two religions, from a comparison of the truths and teachings embodied in their respective literatures. . . . We hope that Buddhism and Christianity, Hinduism and Christianity, Islam and Christianity will be reconciled yet by some



supreme minds, who shall show that in Christ all that is good and true in these faiths has been embodied and completed by a special revelation." Aehnliche Aussprachen kommen von angesehenen Anhängern des Islam, des Parsismus, des Buddhismus u. a. Traurig aber ist es, daß auch eine Anzahl christlicher Missionare und Missionsconferenzen diesen Plan mit Freudigkeit begrüßen und große Dinge davon erwarten.

L. F.

## II. Ausland.

**Leipziger Mission.** Zum Vorsitz der Missionscollegiums in Leipzig ist der Oberconsistorialpräsident Dr. A. von Stählin in München gewählt worden an Stelle des bald nach seinem Ausscheiden gestorbenen Oberkirchenrathspräsidenten Dr. Kliefoth in Mecklenburg. Ueber diese Wahl spricht das Breslauer Blatt „Gothold“ seine Bedenken aus, findet in derselben einen Rückschritt. Stählin, obwohl oberster Würdenträger einer lutherischen Landeskirche, hat vor Kurzem erst wieder Kanzelgemeinschaft mit Unirten geübt, indem er bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Paris mit dem Vicepräsidenten des preussischen Oberkirchenraths Propst Freiherrn von der Goltz zusammen amtierte. In einer Versammlung der „Evangelischen Vereinigung“ hat er einen Vortrag gehalten des Inhalts, daß Unionsgesinnung Bedingung für ein gedeihliches Zusammenwirken sei. Stählin ist auch einer der eifrigsten Befürworter der Einführung der „revidirten“ Lutherbibel und hat seine Stellung zu gebrauchen gewußt, um diese Angelegenheit vor die bayrische Generalsynode zu bringen. Trotz des Widerspruchs mehrerer Synodalen hat er daselbst auch seine Anträge durchgesetzt.

L. F.

**Aus Hamburg.** Pastor Glage findet mit seiner Beurtheilung der dortigen kirchlichen Verhältnisse nicht nur in den Laienkreisen Hamburgs, sondern auch unter den Geistlichen Zustimmung. Pastor Schetelig an der Martinskirche in Hamburg verwahrt sich in einer Zuschrift an das „Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kirchen- und Schulblatt“ gegen eine Aeußerung des genannten Blattes, daß „die Geistlichen aller Richtungen wohl unisono Pastor Glage entgegenrufen möchten: noli turbare circulos meos“. Schetelig entgegnet: „Das ist keineswegs der Fall. Im Gegentheil, es ist nicht nur in Laienkreisen, sondern auch von einem Theile der Geistlichkeit als eine wahre Erlösung empfunden worden, daß endlich einmal einer den Muth gehabt hat, auf den Krebsgeschaden in unserer Landeskirche den Finger zu legen, wie denn auch eine Anzahl Geistlicher in mehreren Eingaben an den Kirchenrath dem Vorgehen Glages zustimmend sich erklärt hat. Der Friede, der bisher in der Landeskirche herrschte, ist längst von uns als ein fauler Friede empfunden worden, und wir begrüßen es als eine Wohlthat, daß diese Art von Frieden zerstört ist. Daß es der ‚Neuling‘ war, der ihn störte, erscheint uns so wenig tadelnswerth, daß wir vielmehr ihm, dem sich jetzt erst aufdrängte, woran wir andern leider schon lange gewöhnt waren, den Beruf hierzu in erster Linie zuerkennen. Gott stärke ihn in dem Kampfe, den er, von seinem Gewissen getrieben, unternommen, und erbarne sich seiner armen Kirche!“ — Der Protestantenverein in Hamburg nimmt Pastor Nebattu ausgibig in seinen Schutz. Am 22. Februar hielt er eine Mitgliederversammlung ab, in welcher Hauptpastor Rode, die Pastoren Hanne, Schooft, Straßosky, Pastor a. D. Collmann zc. zugegen waren. Es wurde folgende Resolution gefaßt: „Der Hamburger Protestantenverein spricht Herrn Pastor Nebattu für sein erfolgreiches Auftreten in der öffentlichen Versammlung am 23. August 1894 im Victoriagarten zu Darmbeck seine Anerkennung aus und erklärt sich grundsätzlich einverstanden mit dem Inhalte des dort von Herrn Pastor Nebattu gehaltenen Vortrages: ‚Die Religion wird erhalten bleiben‘. Der Protestantenverein verurtheilt die unbegründeten, die Gewissenhaftigkeit und Amtstreue des Herrn Pastor Nebattu

und seiner Gesinnungsgegnossen bezweifelnden Angriffe des Herrn Pastor Glage und begrüßt mit Genugthuung den Verweis, den der Kirchenrath dem Herrn Pastor Glage ertheilt hat. Er bedauert aber, daß sich einige unduldsame Protestanten in unserer Stadt bemüht haben, vom Kirchenrathe ein disciplinarisches Einschreiten gegen Herrn Pastor Rebattu wegen seines Vortrages zu verlangen. Der Protestantenverein bedauert ferner lebhaft, daß der Kirchenrath in einem Falle, in dem das geistliche Ministerium trotz der vom Kirchenrathe gegebenen Anregung keinen Anlaß zur Einleitung eines disciplinaren Verfahrens gefunden hat, ein solches dennoch eingeleitet und Herrn Pastor Rebattu wegen der Form einzelner Aeußerungen in seinem Vortrage eine Warnung ertheilt hat. Der Protestantenverein sieht hierin eine Beschränkung der Freiheit des Wortes in unserer Kirche. Wenn ein Geistlicher seiner Amtsverpflichtung entsprechend „alle dem Worte Gottes widersprechende Irrthümer, wie sehr sie auch durch das Ansehen der Menschen begünstigt werden, gründlich widerlegen und vor denselben seine Zuhörer warnen“ will, so wird es nicht möglich sein, dabei immer eine Ausdrucksweise zu wählen, die das Mißverständniß und das Mißvergnügen Andersdenkender ausschließt. Die Freudigkeit der Geistlichen in ihrer Amtsthätigkeit und die lebhafteste Theilnahme der Gemeindeglieder am kirchlichen Leben kann aber nicht gehoben werden, wenn bei jeder Aeußerung eines solchen Mißbehagens seitens einiger Heißsporne ein disciplinarisches Vorgehen erwartet werden kann. Der Protestantenverein ist nach wie vor, seinen eigenen Satzungen entsprechend, bereit, den Ausbau unserer hamburgischen Landeskirche, sowie alle christlichen Unternehmungen und Werke zu fördern, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen. Er ist aber der Ueberzeugung, daß die gemeinsame Arbeit mit den Vertretern anderer dogmatischer Richtungen nur dann von irgend einem Erfolge begleitet sein kann, wenn das auf gegenseitiger Achtung beruhende gute Einvernehmen zwischen den Vertretern verschiedener Richtungen in unserer Kirche nicht gestört wird. Der Protestantenverein hält es unter diesen Umständen für geboten, alle freisinnigen Mitglieder unserer hamburgischen Landeskirche dringend aufzufordern, das Ihrige zu thun, um die Freiheit der Ueberzeugung ihren Geistlichen ungeschmälert zu erhalten. Zu dem Ende richtet er an alle entschiedenen Protestanten die Bitte, die Reihen des Protestantenvereins zu vergrößern und denselben dadurch in seinem Kampfe wider die Unduldsamkeit und für das gute Recht des freien, in Jesu Christo gebundenen Protestantismus zu kräftigen.“ Man wird sich erinnern, daß Rebattu in seinem Vortrag über die „Erhaltung der Religion“ die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments den Märchenbüchern gleichstellte, den Veröhnungstod Christi leugnete, für Beseitigung der Bekenntniskirche entschieden eintrat &c. Und mit all diesem sprechen sich andere Pastoren und der Hamburger Protestantenverein „grundsätzlich einverstanden“ aus!

(M. G. L. K.)

**Aus Berlin.** Gegen den Pfarrer Dr. Visio, welcher sich weigerte, das Apostolicum im Gottesdienst zu gebrauchen, ist vom Oberkirchenrath auf Dienstentlassung erkannt worden. Als Grund wurde sein „Ungehörig“ angegeben, weil er unerlässliche Amtspflichten verlegt und sich geweigert hat, der Forderung seiner vorgesetzten Dienstbehörde bezüglich dieser Amtspflichten nachzukommen. Mit der Dienstentlassung ist nach § 9 des Disciplinargesetzes von 1886 der Verlust der Rechte des geistlichen Standes verbunden. Die Luthardt'sche Kirchenzeitung bemerkt hierzu: „Daß man gegen einen Zeugniss der Dreieinigkeit bloß wegen Ungehörigens gegen seine menschlichen Oberen vorgeht, ist eine beklagenswerthe Erscheinung in unserm kirchlichen Leben.“ Mit diesem Urtheil verurtheilt der Herausgeber der Kirchenzeitung sich selbst. Man hat noch nie davon gehört, daß derselbe gegen die Zeugniss



der Dreieinigkeit in seinem eigenen Lager, in der sächsischen Landeskirche, unter seinen Facultätscollegen seine Stimme erhoben und auf deren Dienstentlassung gedrungen hätte.

G. St.

**Aus Württemberg.** Prof. Haering aus Göttingen, ein Schüler Ritschls, ist kürzlich an die Stelle des verstorbenen Prof. Rübel nach Tübingen berufen. Wie man jetzt in „gläubigen“ Kreisen über solche Theologen urtheilt, zeigt folgende Zusage aus der Schweiz, von welcher die „A. E. L. R.“ gern Notiz nimmt: „Die Theologie Haerings enthält neben Einflüssen von Ritschl her einen solchen Fonds persönlichen Herzensglaubens und liebevollen gläubigen Versenkens in die heilige Schrift, daß man über diesen letzten sehr oft das erste vergißt. Dabei läßt seine bescheidene, demüthige und sinnige, dabei nicht sentimentale, sondern im besten Sinn gemüthvolle Weise den Gedanken an einen Rationalisten gar nicht bei ihm aufkommen. Wir wissen, daß er bei seinem Aufenthalt in Zürich für manche jungen Leute, die von Haus aus eher einen Zug zum Reformglauben hatten, wirklich die Brücke zum Heil in Christo wurde, und würden es daher bedauern, wenn man ihm in den gläubigen Kreisen Deutschlands allzu mißtrauisch gegenüberstünde, so sehr wir überzeugt sind, daß eine strengere kirchliche Richtung gegenwärtig mehr als je gegen Einflüsse von links her auf der Hut sein muß.“ Einem offenkundigen Antichristen, welcher die Gottheit Christi und die Versöhnung durch Christum leugnet, rühmen die modernen „Gläubigen“ also noch persönlichen Herzensglauben nach und die Fähigkeit, junge Leute zu Christo zu führen. Ja wahrlich, das Salz ist dumm geworden.

G. St.

**Aus den Rheinlanden.** Ein Pastor Dammann hat in seinem evangelischen Wochenblatt „Licht und Leben“ einen Offenen Brief an Prof. Meinhold in Bonn veröffentlicht, welcher mit folgenden Worten abschließt: „Sie haben Ihre Fahnen entrollt, Herr Professor, und wenn ich in Ihrem Büchlein auch nicht alles verstehe, z. B. das nicht, wie der Göke Jahwe, der in der Zeit vor Moses in Flüssen, Bäumen, Steinen, Thieren sein wunderbares Dasein führte, mit einem Male sich dem Moses erschließt als den Gott Israels, auf eine Ihnen selbst unbegreifliche Weise, so habe ich doch so viel verstanden, daß Ihre Theologie und unsere Kirche in grellem Widerspruche mit einander stehen und in einem Hause nicht mehr mit einander wohnen können. Entweder muß unsere Kirche Ihre Theologie von sich stoßen oder Ihre Theologie muß unsere Kirche daran geben. Sie sagen ja selbst, daß alle die Dinge doch einmal an unser Volk herantreten müssen. Sie bitten inständig, daß die Kirchthüren sich doch öffnen möchten für Wissenschaft und Kritik der modernen Theologie. Bei Gott im Himmel, Herr Professor, es geht nicht! Es ist mir, als ob ich schon den Ruf vernehme: Israel, hebe dich zu deinen Hütten! Und je lauter Ihre Theologie wird, je lauter wird dieser Ruf. Und wenn dann die Landeskirche sich Ihrer nicht mehr erwehren kann, so wollen wir sie Ihnen und der modernen Theologie überlassen. Die Schwalbe wird schon ein Nest finden. Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit. Darum auf zum heiligen Kampfe! Wir hoffen zu dem Herrn, dem unsichtbaren König seiner gläubigen Gemeinde, daß, wenn die Dinge so weitergehen, sich auf kirchlichem Gebiete wiederholen wird, was in unserm Vaterlande geschah Anno 1813. Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Freilich nicht das gesammte Volk, aber doch noch die 7000, die ihre Kniee nicht beugen wollen vor dem Baal der modernen Theologie.“ Wir bemerken hiezu: Ei, warum seid ihr denn noch nicht so weit? Wie lange wollen die 7000 noch zuwarten? Wie lange sollen die Dinge noch so weiter gehen? Die preussische Landeskirche hat längst den Beweis gegeben, daß sie sich solcher Männer nach dem Schlage Meinholds weder erwehren kann noch will. Offenbare Feinde Christi und seines Wortes sitzen zu

Duzenden auf den Rathedern der preußischen Universitäten. Und Hunderte von Kirchthüren haben sich bereits dieser modernen Theologie geöffnet. Wenn jetzt noch nicht die Stunde, da sich Israel zu seinen Hütten heben sollte, vorhanden ist, so wird sie gewiß nimmer kommen. G. St.

**Alttestamentliche Kritik.** In das noch ungeklärte Durcheinander wie in die Kühnheit der alttestamentlichen Kritik ließ der Professor der Theologie, Dr. Nowack, auf seiner Festrede zum Geburtstag des Kaisers in der Universität Straßburg seine Zuhörer einen Blick thun. Nur Einiges, welches das Interesse unserer Leser in besonderem Maße finden dürfte, sei aus dem Vortrag erwähnt. Bemerkenswerth ist zunächst der Umschwung in der Exegese des Wortes „Elohim“. Man wird sich erinnern, mit welcher Sicherheit vor noch nicht langer Zeit von der kritischen Schule hier eine Erinnerung an Vielgötterei gesehen wurde, wie man die Ansicht eines Delitzsch etwa, der den Plural als eine „Potenzirung“ des Gottesbegriffs faßte, als gesucht und unwissenschaftlich belächelte. Heute kann Nowack sagen: „Man hat gemeint, daß sich die im Hebräischen immer im Plural übliche Bezeichnung des einen Gottes kaum anders als so erklären lasse, daß eine Mehrheit von Göttern in dem Einen Gott der alttestamentlichen Religion zusammengefaßt wurde, sodaß also diese Bezeichnung ursprünglich Polytheismus voraussetzte. Es ist jetzt wohl unter den Semitisten ziemlich allgemein anerkannt, daß jener Plural nicht dazu diene, die Vielheit, sondern die Größe und Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen.“ Nach diesem Zugeständniß fährt aber Nowack fort: „Viel weiter verbreitet ist die Behauptung, daß Abram, Isaak und Jakob einst nichts als Stammesgötter gewesen seien, aber so viel geglaubt auch diese Meinung ist, wissenschaftlich bewiesen ist sie nicht, am ehesten ließe sie sich vielleicht betreffs des Abram und der Sarai vertreten, aber stringente Beweise gibt es auch dafür nicht, und vollends nicht für diese Deutung der beiden andern Patriarchen: ihre Namen spotten jeder derartigen Erklärung. Bei andern Namen der ältesten Zeit, Gen. 4, 17. ff. 5, 1. ff., welche als solche von Gottheiten aufgefaßt sind, ist die Möglichkeit stark in Rechnung zu ziehen, daß wir gar nicht echt hebräisches, sondern von anderswoher entlehntes, vielleicht babylonisches Gut vor uns haben, da wir mit immer größerer Sicherheit, namentlich aus den Funden von Tel el-Amarna, den Nachweis führen können, wie stark schon in der ältesten Zeit der babylonische Einfluß auf Palästina gewesen ist. Nur bei einem Namen ist es äußerst wahrscheinlich, daß wir es mit einem Stammesgott zu thun haben, nämlich bei dem Namen Gad.“ Eine Vielgötterei des alten Israels nimmt Nowack nicht an, wohl aber einen Polydämonismus, das heißt, den Glauben an verschiedene Dämonen oder göttliche Wesen, welche an den einzelnen Kultusstätten walteten. Jakob, wie er den Stein salbte, brachte „dem im Stein gegenwärtigen Numen“ ein Delopfer dar. Neben diesem Dämonencultus war bei den alten Hebräern der Todten- oder Ahnencultus von hoher Bedeutung. „Die in Israel Jahrhunderte hindurch üblichen Sitten der Todtenbeschwörungen und des Todtenmahls, bei welchem man den Todten das Brod brach und den Becher reichte, um sie zu trösten, Jer. 16, 7. Deut. 26, 14.; diese Sitten zeigen, daß die Todten nur relativ als Todte betrachtet werden, sie sind vielmehr übermenschliche Geister, die mit demselben Namen wie die Gottheit bezeichnet werden, vgl. 1 Sam. 28, 1. ff. Jes. 8, 19. Ez. 21, 6., die ein den Menschen versagtes Wissen von der Zukunft besitzen, 1 Sam. 28, und den Menschen auf Erden nützen oder schaden können, welche auch mit ihren Nachkommen Glück und Unglück, das diese getroffen, empfinden. Vergewärtigt man sich die Thatsache, daß diese älteste Zeit den Begriff der Schöpfung nicht kennt, so wird man es verstehen, wie man dazu kam, die Eltern und besonders die Väter, mit deren Person das Geheimniß der Entstehung des Einzelnen auf das



engste verknüpft ist, nach ihrem Tode göttlich zu verehren. Von hier aus wird es verständlich, daß gerade die Gräber so oft hervorragende Cultusstätten sind, vgl. Gen. 35, 8. 20. 1 Sam. 31, 12.; von hier aus begreift sich die Sitte des Haarabscheerens, denn das Haar wird als Opfer dem Todten gebracht, aber auch die der Verstümmelung, durch die man auf die Ahnen einzuwirken suchte, Sitten, die noch im siebenten Jahrhundert geübt, aber als mit dem Jähwismus unverträglich angesehen wurden, vgl. Deut. 14, 1. Erst von hier aus fällt das rechte Licht auf die bei den Israeliten so starke Schätzung gerade der männlichen Nachkommenschaft, weil nur sie cultfähig war, nicht aber die Frau; wer daher ohne Söhne starb, entbehrte den für das Wohlbefinden nach dem Tode unerläßlichen Cultus; von hier aus endlich erklärte sich auch das bei den alten Israeliten wie bei Griechen und Römern übliche Erbrecht der Agnaten: nur der Sohn, der Pfleger des Cultus der Ahnen, nicht aber die Tochter ist erbberichtigt. Mit diesem Ahnencultus stehen wahrscheinlich die Teraphim in Verbindung, welche menschenähnliche Gestalt gehabt haben müssen, da Mikal, Davids Weib, ihres Vaters Häscher durch den in Davids Bett gelegten und mit einem Fliegennetz bedeckten Teraphim täuscht, 1 Sam. 19, 13. 16.“ Diese Proben mögen genügen.

(A. C. L. K.)

**„Biblisches Schutz- und Trutzbüchlein.“** Unter diesem Titel ist vor kurzem von einem Pfarrer Weinhof zu Stettin eine Schrift erschienen, welche die Wahrheit der Bibel gegen die Angriffe der Socialdemokraten und Freireligiösen vertheidigen will. Das Buch ist von dem „evangelischen kirchlichen Hilfsverein“ in Essen preisgekrönt und veröffentlicht, und von dem königlichen Consistorium in Pommern zur Verbreitung empfohlen worden. Wenn jedoch auf solche Art und Weise der Unglaube bekämpft und die Wahrheit vertheidigt werden soll, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß nichts erreicht, sondern eher das Gegentheil bezweckt wird. Die Socialdemokraten werden an einem solchen „Schutz- und Trutzbüchlein“ ihre helle Freude haben und fortfahren zu sagen, daß ihnen niemand so geschickt in die Hand arbeite als die modernen Theologen. Wir theilen nach der „Neuen lutherischen Kirchen-Zeitung“ einige Sätze aus dem elenden Nachwerk mit. Die wörtliche Eingebung der heiligen Schrift wird als ein „längst veraltetes Dogma“, als eine „tausendfach durch unwiderlegbare und auf offenkundige Thatfachen gestützte Gründe gerichtete Theorie“ bezeichnet. Die auf den ersten Blättern der heiligen Schrift erzählten Ereignisse sind „uralte kindliche Volkserzählungen“, Mythen und Fabeln, die fünf Bücher Moses sind natürlich nicht von Mose verfaßt, viele Irrthümer naturwissenschaftlicher und anderer Art sind in der Bibel nachgewiesen. Kaum glaublich ist es, wenn ausdrücklich gesagt wird: „So viel kann ich Herrn Bebel auch noch gerne nachgeben: ob der Staub, aus dem Gott der Herr den Menschen gemacht hat, ein Lehmklöß oder ein Affe gewesen ist, ist mir ganz gleichgiltig. Das Wunder ist beide Male ganz dasselbe.“ Die Genugthuung für unsere Sünden durch den stellvertretenden Tod des Sohnes Gottes wird in echt ritschlianischer Weise geleugnet, und dem Verfasser kommt es schließlich auch nicht darauf an, ob die Berichte über die wunderbare Geburt Jesu Wahrheit sind oder nicht, wenn er auch selbst geneigt ist, sie zu glauben. Sagt er doch: „So zart, lieb und hold uns, die wir glauben, die Erzählung von der wunderbaren Geburt des Herrn ist, so wird doch der Glaube an den Sohn Gottes nicht durch diese Erzählung gewirkt, sondern durch Person und Kraft des Herrn, durch sein Heilandswerk.“ Und das soll eine Vertheidigung des christlichen Glaubens sein und Socialdemokraten schlagen, eine solche Schrift erhält von einem kirchlichen Verein einen Preis und wird von einem Consistorium als auf gründlicher theologischer Bildung ruhend empfohlen!

L. F.



**Aus der Schweiz.** „Am 22. Januar starb in Lausanne der Philosoph Charles Secrétan, sechs Tage nachdem er sein letztes Colleg gehalten und zwei Tage nach seinem achtzigsten Geburtstag. Er war am 20. Januar 1815 in Lausanne als der Sohn eines Rechtsgelehrten geboren. Noch nicht zwanzig Jahre alt, begab er sich nach Basel, wo er während eines Semesters den damals leidenden jungen Professor Alex. Vinet am Pädagogium in seinen Literaturstunden vertrat. 1836 setzte Secrétan seine philosophischen Studien in München unter der Leitung Schellings und des Mystikers Baader fort. Im Jahre 1837 gründete er in Lausanne die Zeitschrift ‚Revue Suisse‘, die lange der literarische Mittelpunkt der französischen Schweiz war. Bald hernach wurde er Professor der Philosophie in Lausanne. Aber die für den Lehrer und seine Schüler glückliche Zeit endete mit der demokratischen Revolution 1845. Es traten die meisten Geislichen und alle Professoren, einer ausgenommen, von ihren staatlichen Stellen zurück. Secrétan, der sich zur ‚freien Kirche‘ hielt und die radicale Politik lebhaft bekämpfte, nahm seine Arbeit als theologischer Lehrer in einem Privatlocal mit bescheidener Zuhörerschaft bald wieder auf. 1849 gab er seine ‚Lectionen über die Leibniz'sche Philosophie‘ und seinen ersten Band über ‚Die Philosophie der Freiheit‘ heraus. Dieses letztere Werk trug hauptsächlich dazu bei, dem Verfasser seinen Ruf als Philosophen zu sichern. Ferner schrieb er über ‚Vernunft und Christenthum, Cultur und Glauben‘, ‚Die Rechte der Frau‘, ‚Sociale Studien‘ etc. Im Jahre 1850 wurde er Professor der Geschichte und Philosophie am Gymnasium in Neuchâtel, wo er mit Friedrich Gobet zusammen wirkte. 1866 wurde er wieder Professor der Philosophie an der Academie in Lausanne. Als er im Jahre 1888 sein 50jähriges Docentenjubiläum feierte, spannten die Studenten sich vor seinen Wagen und führten ihn im Triumph zu seiner Wohnung. Im vergangenen Herbst fing seine Gesundheit an zu wanken, aber er besuchte doch noch jeden Sonntag die Kirche. Sein Bekenntniß lautet: ‚Ich glaube mit dem einfachen christlichen Kohlenbrenner, daß wir durch Jesum Christum errettet sind. Die, welche dies in Wahrheit erfahren haben, besitzen davon auch die volle Gewißheit.“ (A. G. L. K.)

**In England** nimmt die Hinneigung zu Rom, die sich seit Jahren in der anglicanischen Staatskirche geltend macht, die Aufmerksamkeit vieler in Anspruch, welche für die Gefahren, die dem Lande und den Kirchen des Landes drohen, offene Augen haben. Die Synode der Englischen Presbyterianerkirche hat durch eine Commission eine öffentliche Warnung an alle Gemeinden ergehen lassen, und auch innerhalb der Episcopalkirche haben sich Stimmen erhoben, welche verlangen, daß eine ähnliche Warnung von dem Oberhaus der Convocation ausgehen möge. Dertei Warnungen werden freilich wenig helfen, so lange nicht den Leuten ein gründlicher und fortgesetzter Unterricht über die seelengefährlichen antichristlichen Lehren des Pabstthums ertheilt wird. Denn die Lichter und Kreuze und Messgewänder und Processionen, die den protestantischen Engländern vielfach so empfindlich auf die Nerven gehen, sind doch wahrlich nicht das eigentlich Gefährliche im Pabstthum, und der hierarchische Irrthum, der das erste Saat Korn des antichristlichen Unkrauts geworden ist, die Lehre von einem besonderen Priesterstand in der Kirche, der sich durch Succession fortpflanze und der eigentliche Inhaber der Gnadenmittel sei, wie er in der Episcopalkirche Englands wirksam ist, birgt im Grunde viel mehr Gefährliches in sich, als die ritualistische Garnitur, mit der man sich behängt. Die hochkirchliche Antislehre führt ganz naturgemäß Rom-wärts, und daß man in der anglicanischen Kirche angefangen hat, Seelenmessen für die Todten zu lesen, ist nicht eine gefährliche Wurzel, die man abstechen müßte, sondern eine giftige Frucht, die aus derselben Wurzel wächst, aus der die römischen Seelenmessen auch gewachsen sind.